

---

# **LINKSKURVE**

---

**1. Jahrgang / Nummer 4 / November 1929**

**GASTONIAS SCHATTEN UEBER EUROPA****PAUL BRAUN**

Das hundertprozentige Amerikanertum kann einen neuen Triumph buchen. Wieder einmal, wie vor zwei Jahren, hat ein amerikanisches Gericht in einem Prozeß gegen revolutionäre Arbeiter einen Urteilsspruch gefällt, der eine Herausforderung der ganzen arbeitenden Menschheit bedeutet. Als vor zwei Jahren das Fuller-Gericht unter dem rohen Beifall der gerissenen Geschäftsleute und des puritanischen Spießertums des Staates Massachusetts die beiden italienischen Arbeiter Sacco und Vanzetti auf den elektrischen Stuhl schickte, gellte ein Schrei der Empörung durch die ganze Welt. Aber die Welle des Massenprotestes brach sich an den Quadermauern des Todeshauses von Massachusetts. Der grollende Donner des Proteststurms vermochte nicht die Klänge des Yankee Doodle zu übertönen, unter denen die Henker die Rettung der amerikanischen „Zivilisation“ feierten; er verhallte, ohne ein Echo in der Brust der Herren vom Dollar zu wecken, die sich als die Herren der Welt gebärden.

Anders heute. Wochenlang hat die „Gastonia Gazette“, das Organ des Textilkonzerns Manville Jenckes Comp., nach dem Henker gerufen. Wochenlang hat sie mit der Losung: „Rache für Aderhold!“ eine Ritualmordatmosphäre gegen die angeklagten Textilarbeiter zu schaffen versucht. Aber das Geschworenengericht in Charlotte hat es nicht gewagt, die verlangten Todesurteile zu fällen. Weniger in Erinnerung an den internationalen Skandal von 1927, als in der Erkenntnis, daß die innerpolitische und internationale Situation seit zwei Jahren eine grundlegende Veränderung erfahren hat.

Gerade deswegen hat das Zuchthausurteil von Charlotte politisch eine viel größere Bedeutung als der Fall Sacco-Vanzetti. Das Milieu, in dem sich der Gastonia-Prozeß abspielte, war nicht die puritanisch-bigotte, krämerhaft-spießige „Zivilisation“ von Massachusetts, die für die früher als das übrige Amerika in den Kreis der europäisch-kapitalistischen Kultur einbezogenen Neuengland-Staaten insgesamt charakteristisch ist, sondern das harte und brutale der einst vorwiegend agrarischen Südstaaten, die seit etwa zehn Jahren einen stürmischen industriellen Entwicklungsprozeß durchmachen. Die Opfer sind nicht zwei eingewanderte Arbeiter, mit ausgeprägtem Klassenbewußtsein zwar, aber ohne klare revolutionäre Ideologie, sondern revolutionäre Streikführer, Kommunisten, die mitten im Kampf von den Fangarmen der Klassenjustiz erfaßt wurden. Die Anklage lautete auf Mord, heute wie damals. Aber Sacco und Vanzetti starben den Heldentod für ihre Klasse als „gemeine Raubmörder“, während das Urteil von Gastonia die offene Rache der Bosses ist für den heroischen Kampf der ausgesogenen und niedergetretenen, ausgehungerten und gehetzten Arbeitssklaven der Textilhöhlen von Nordcarolina.

Die stürmisch fortschreitende Industrialisierung hat im Laufe von wenigen Jahren die ökonomische, soziale und politische Physiognomie der Südstaaten von Grund auf gewandelt. Bei den letzten Präsident-[2:]schaftswahlen haben vier von zehn Staaten, die den „soliden Süden“ bilden, der Demokratischen Partei, der historischen Partei der herrschenden Klasse des Südens, den Rücken gekehrt und für Hoover, den repräsentativen Vertreter des republikanischen Imperialismus, gestimmt. Zum erstenmal seit dem Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 gab es in den Staaten Nordcarolina, Virginia, Florida und Texas eine republikanische Mehrheit. Das klassische Freihandelsprinzip der Demokratischen Partei verträgt sich nicht mehr mit den Interessen eines industriellen Unternehmertums, das ein Sechstel der Fertigwaren- und über ein Drittel der Bergbauproduktion der Vereinigten Staaten kontrolliert und die gesamte chemische Kriegsindustrie beherrscht.

Im Vorwort zu dem offiziellen „Blaubuch über den Fortschritt im Süden“ (Ausgabe von 1929) wird die ökonomische Entwicklung der Südstaaten mit folgenden enthusiastischen Worten geschildert:

„Das größte natürliche Wirtschaftsgebiet des Landes, der Süden, entwickelt sich gegenwärtig in einem solchen Umfange, daß es bald die stürmischste Entwicklung, die man in den Vereinigten Staaten, d. h. in Wahrheit in der ganzen Welt, je erlebt hat, einholen, wenn nicht überholen wird.“

Diese Entwicklung war und ist nur möglich durch die rücksichtsloseste, grausamste, schamloseste Ausbeutung des „cheap and docile labor“, der „billigen und willigen Arbeitskraft“, die die Herren des

Südens marktschreierisch anzupreisen pflegen, um die kapitalkräftigen Herren des Nordens zu großen Kapitalinvestitionen im Süden zu locken.

Selbst nach den amtlichen amerikanischen Quellen sind die Textilarbeiter der Südstaaten die schlechtest bezahlten Arbeiter des Kontinents. Trotz zehn- bis zwölfstündiger Arbeit erreichen sie kaum das Lebensminimum. Ihre Löhne sind relativ niedriger als die Hungerlöhne, mit denen die englischen Fabrikanten in Lancashire vor hundert Jahren, im Kindesalter des modernen Kapitalismus, ihre Arbeitssklaven abspeisten.

Die große Streikbewegung, die mit geringen Unterbrechungen seit Februar 1929 den ganzen industriellen Süden aufwühlt, ist der erste historisch bedeutsame Schlag des „cheap and docile labor“ gegen das niederträchtig brutale Ausbeutungssystem der einstigen „demokratischen“ Sklavenhalter.

Die Ereignisse von Gastonia und das Urteil von Charlotte sind von symptomatischer Bedeutung. Sie sind ein Ausdruck der Zuspitzung der Widersprüche des kapitalistischen Systems und der Verschärfung der Klassengegensätze, die das nahe Ende der langen Prosperitätsperiode des amerikanischen Kapitalismus ankündigen.

Die traditionellen amerikanischen Polizei- und Justizmethoden, deren barbarischer Charakter an das finsterste Mittelalter gemahnt, beginnen auch in Deutschland Schule zu machen. Die Verhaftung der Streikleitung der Berliner Rohrleger ist ein Streich, zu dem Herr Gardener, der Gouverneur von Nordcarolina und einer der einflußreichsten Großaktionäre der Textilindustrie von Gastonia, Herrn Zörgiebel beglückwünschen kann. In dem Maße, wie das amerikanische Kapital in die deutsche Wirtschaft eindringt, wandeln sich auch sichtbar die Unterdrückungsmethoden des deutschen Staatsapparats im Kampfe gegen die Arbeiterschaft nach amerikanischem Muster, und es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, wann der elektrische Stuhl auch in Deutschland das Machtsymbol der herrschenden Klasse sein wird.

\*

[3:]

## UNZUCHT

EDUARD ALEXANDER

Unzucht – man hört die Gescheitelten und Geschorenen, die alten Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts wollüstig schmatzen, wenn sie das Wort über ihre Zunge gleiten lassen. Unzucht – zum Gesetzesbegriff, zum Paragraphenkennwort von Dunkelmännern um dunkler, verstaubter, heimtückisch-reaktionärer Zwecke willen geprägt.

„Unzucht“ tauft der sich auf modern aufputzende Strafgesetzentwurf der Republik von Weimar den Abschnitt, den das Strafgesetzbuch von 1871 noch schlicht preußisch „Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit“ nannte.

Einige verwegene Umstürzler meinen, das Strafrecht und seine Anwender erfüllen vollauf ihre Aufgabe im beflissenen Dienst der Herrschenden, wenn sie die Gefängnisse füllen; zum Strafurteil noch das Moralurteil zu fügen, sei zuviel des Guten. Darum solle man, was im Geschlechtlichen strafwürdig sei, als verbotene geschlechtliche Handlung bezeichnen.

Doch da kamen sie schön an. Im Strafrechtausschuß donnerte ihnen der Zentrumsabgeordnete Schetter, Oberlandesgerichtsrat seines Zeichens, entgegen: dieser Name sei viel zu objektiv. Gerade Unzucht müsse das Kind heißen; denn die Handlung sei strafwürdig, bei der der Täter Wollust empfände. So sagt es auch das hohe Reichsgericht.

Die Zunge schnalzt. Der Ausschuß beschließt. Es bleibt bei Unzucht.

\* \* \*

Unzucht ist also, wenn man ... In den drei Punkten, die du nicht mit einem ehrlichen deutschen Wort ausfüllen darfst, wenn du nicht wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften vor den Richter kommen willst, steckt die ganze Unzucht. Unzucht ist: das Zupfen am Rock, das Berühren am Knie, ein freund-

licher Schlag auf den Rücken – die alltägliche Harmlosigkeit wie die bösartigste Perversität. Nur die entfesselte Phantasie schnüffelnder Pfaffen und verstaubter Reichsrichter vermochte die Grenzen erotischer Bannmeilen mit verblüffender Sicherheit haargenau zu ziehen.

Aber bitte schön: Wollust mußt du empfinden, wenn du diese Bannmeile brichst.

Und weiter: nicht vergessen, zu heiraten. Dann kannst du straflos entführen, verführen, notzüchtigen. Der Schein des Standesbeamten ist hier so gut wie der Jagdschein des Paragraphen 51.

Doch hüte dich, am Waldrand dein Mädchen etwas heftig zu küssen oder gar im Straßengraben mit ihm ... Du könntest, auch wenn niemand dabei war, wegen Erregung öffentlichen Aergernisses bis zu zwei Jahren ins Gefängnis kommen. Denn deine Liebestat war geeignet, Aergernis zu erregen. So will es der Entwurf.

\* \* \*

Zuchthaus, Zuchthaus, Zuchthaus. Nirgendwo sonst kennt der Entwurf, der wahrlich nicht sparsam mit seinen Drohungen ist, diese Häufung der schwersten Strafe. Bis 15 Jahre bei Notzucht. Nicht unter zehn Jahren oder gar lebenslang, wenn der Notzucht eine schwere Ansteckung oder der Tod folgte. Bis 15 Jahre (bisher zehn) beim Beischlaf mit einer willenlosen Frau. Bis zu zehn Jahren (bisher fünf) bei Blutschande. Bis zu zehn Jahren (bisher straflos) bei männlicher Prostitution.

Gewiß: der Ausschuß hat das lebenslange Zuchthaus gestrichen. Er hat manchmal die Taxe der Regierung von 10 und 15 Jahren bis auf fünf Jahre heruntergehandelt. Sogar das Zentrum ist dafür. Es ist zufrieden, daß die sozialdemokratischen Spießbürger ihm helfen, daß überhaupt gestraft werde, was die Kirche als Lust des Fleisches verurteilt. Hintendrein ist man milde: die Inquisition hatte auch nichts dagegen, daß der Ketzer auf dem Scheiterhaufen vorher erdrosselt werde. Nur eine Unzucht läßt das Strafgesetz straflos: den Sadismus des Strafens.

\* \* \*

[4:] Die freundlich tröstende Vorstellung, daß Gefängnis und Zuchthaus nur auf dem Papier drohen, wäre eine grobe Täuschung. Die Obrigkeit trägt auch bei der Wacht um die Moral ihr Schwert nicht zum Spaß. Denn 1924 gab es 12.715, 1925 15.955 und 1926 16.441 wegen Unzucht Verurteilte. In der Zeit, in der die Nottaten der Inflationszeit spärlicher wurden, fuhren die Astlochgucker wachsende Ernten ein.

\* \* \*

Das Netz ist gut gestellt. Enger noch werden seine Maschen gezogen. Niemand, der illegitimer Wollust frönt, soll seinem Richter entzogen werden. Der Schutz wirklich verletzter Geschlechtsfreiheit wird der willkommene Vorwand zur Strafenorgie gegen das Geschlechtliche überhaupt.

Es geht um die Abgrenzung des Verbotenen vom Erlaubten, des zu Schützenden vom strafrechtlich Gleichgültigen. Wer die Ausbeutung, die Knechtung, die Unterdrückung auf allen Gebieten aufjagt und ihr Todfeindschaft ansagt, weiß, daß die Ausbeutung, Unterdrückung und Knechtung der Geschlechtsfreiheit besonders niederträchtig ist, daß ihnen der Kampf gilt. Aber als es darum ging, die Nötigung Abhängiger durch Kündigungsdrohung zum geschlechtlichen Mißbrauch zu strafen, da gab es im Ausschuß stundenlange Bedenken ob dieses Ausflugs ins unentdeckte strafrechtliche Gebiet, trotzdem jede Stenotypistin weiß, worauf es ankommt. Und da fanden die, die sonst mit dem Zuchthaus so schnell bei der Hand sind, nur den Mut zum Gefängnis. Nicht als ob das Zuchthaus die wünschenswerte Strafe für schwere Verbrechen überhaupt sei. Im Gegenteil: eine Strafrechtsreform, die mit dem Zuchthaus nicht aufräumt, ist für die Katz. Und es charakterisiert nur Sinn und Ziel dieser Reform, wenn just da Bedenken vor dem eigenen Zuchthaus aufsteigen, wenn es um den Schutz Abhängiger geht.

Oder: die Notzucht soll bestraft werden. Doch nur die außereheliche. Warum nicht die an der Frau, die nur noch das juristische, nach dem Willen der barbarischen Scheidungsparagraphen nicht zerreißbare Band der Ehe an den Mann fesselt? Der Sozialdemokrat Marum machte im Namen aller Spieß-

bürger die Tür vor dem ehelichen Alkoven zu, als die Kommunisten beantragten, jegliche Notzucht sei strafwürdig.

Endlich die Blutschande. Zu schützen sind Kinder, und sie werden geschützt. Aber Erwachsene zu strafen, nur weil sie verwandt sind, bleibt finsterstes Mittelalter, auch wenn es im modernen Strafgesetz der Weimarer Republik geschrieben steht. Die Wohnungsnot hetzt und treibt die Eltern und Kinder, die Geschwister zusammen. Sie wird mit Zuchthaus geahndet. Und wenn in Zukunft gar jemand, der „mit einem minderjährigen Verwandten absteigender Linie Unzucht treibt“, zu Zuchthaus verurteilt werden kann, so möge der Vater sich hüten, vor den Augen eines mißgünstigen Nachbarn seiner 19 Jahre alten Tochter einen zärtlichen Kuß zu geben.

\* \* \*

Die Sodomie, die Unzucht mit Tieren, für die Bumke noch Gefängnis bis zu fünf Jahren im Entwurf vorsah, soll nach Ausschlußbeschluß straflos bleiben. Das Schild auf dem Hof eines preußischen Gefängnisses, daß männlichen Gefangenen der Zutritt zum Ziegenstall verboten sei, wird auch weiterhin die Vermenschlichung des Strafvollzugs künden. Doch wird der Gefangene nicht mehr bestraft, der doch hineingeht. Also ein Fortschritt: Kranke, von ihrem Trieb Gepeinigte, sind in Zukunft straflos.

Nur gemacht: Kranke werden doch noch bestraft. Für die Erregung öffentlichen Aergernisses gibt es Gefängnis. An 3500 Exhibitionisten, kranke, willensschwache Menschen, werden jährlich auf viele Monate eingesperrt, nur weil sie krank sind.

Aber die Kinder sind doch vor den Wüstlingen zu schützen? Ein wenig zu billig dieser Kinderschutz, den nur armselige Kranke mit Strafe bezahlen, [5:] und der, statt gesunder Wohnungen, nur elende Löcher und staubig enge Fabriken für die Kinder übrig hat.

\* \* \*

Die Homosexualität soll aufhören, ein Verbrechen zu sein. Mit 15 gegen 13 Stimmen hat der Ausschuß so beschlossen. Kahl, ein wenig klüger als die übrigen Bildungsphilister der Partei Stresemanns, weiß, daß er als Einpeitscher der großbürgerlichen Strafrechtsreform in Kleinigkeiten einige Konzessionen machen muß, wenn er ans Ziel kommen will. Konzessionen, die nicht viel kosten. Der Verzicht auf die Bestrafung der Homosexualität wird mehr als wettgemacht durch die Bestrafung der sogenannten männlichen Prostitution und der Verführung Jugendlicher zur Männerfreundschaft. Die Prostitution von Frauen wird nicht mehr bestraft. Bedroht man sie bei Männern mit Zuchthaus, so heißt das eben mit dürren Worten, daß die Homosexualität strafbar bleibt. Eine Frau kann einen Jugendlichen straflos verführen. Ein Mann wird bestraft. Also bleibt die Homosexualität unter dem fadenscheinigen Vorwand des Jugendschutzes ein Verbrechen.

\* \* \*

Bleibt, neben vielem anderen, noch das Verbreiten unzüchtiger Schriften und das Ausstellen unzüchtiger Gegenstände. Diese Paragraphen hat der Ausschuß gerade „in Arbeit“. Ueber sie mag demnächst berichtet werden. Für heute möge zu ihrer Charakterisierung der Zwischenruf eines kommunistischen Abgeordneten genügen: der Berichterstatter käme schneller zum Ziel, wenn er statt der Schriften und Kunstwerke, die dem Gesetz mißfielen, die aufzähle, die, ohne zu straucheln, frei passieren könnten.

\* \* \*

Je fauler eine Gesellschaftsordnung wird, je brüchiger, heuchlerischer ihre Moral, um so barbarischer ihre Strafdrohung zum Schutz der sogenannten Sittenreinheit des Volkes. Nicht zuletzt aus diesem Grunde ist der mit Unzucht überschriebene Abschnitt des Strafgesetzentwurfs der Weimarer Republik ein Zeichen der Zeit.

\*

## ÜBER DIE VORAUSSETZUNGEN ZU MEINEM BUCH „KRIEG“ (SCHLUSS)

LUDWIG RENN

Ich war zehn Jahre bei Militär und Polizei gewesen und hatte da eine Pflichtmeinung zu haben. Als ich sie nicht mehr hatte, gab es eine Kette von Schwierigkeiten. Ich erkannte nicht, welches die Fronten waren, die sich allmählich herausbildeten: die bürgerlich-sozialdemokratische gegen die rote Front. Ich trat für eine Idee der Gerechtigkeit und Liebe ein und begriff nicht, warum ich dabei immer mehr vereinsamte, und kam in immer größere Widersprüche hinein. So gab ich bei der Polizei Unterricht über den Straßenkampf und ließ doch beim Kapp-Putsch nicht schießen, als mir eine Volksmenge den Weg versperrte, weil ich sie nicht als Feind ansah. Heute mag es schwer sein, so etwas zu verstehen. Aber man stelle sich vor, wie uns die Presse all die Jahre hindurch die Kommunisten dargestellt hatte, als mordendes und vertiertes Verbrechergesindel. Hätte ich einen Trupp solcher Kerle vor mir gehabt, wie sie die Zeitungen geschildert hatten, so hätte ich natürlich schießen lassen. Aber was mir gegenüberstand, waren Arbeiter, teilweise mit Gewehren, die genau so gegen Kapp waren wie ich und die ganze Sipo, die sich für die Ebert-Regierung erklärt hatte. Daß aber meine Auffassung vom Standpunkt der Offiziere aus falsch war, merkte ich, als man mich [6:] aus der Polizei hinaus-schob und mir noch Geld gab, damit ich nur ginge.

Nun brauchte ich keine Dienstmeinung mehr zu haben, war frei! Aber die Freiheit brachte mir nicht, wonach ich mich sehnte. Ich studierte die Rechte, Volkswirtschaft, Russisch, wurde Kaufmann, rechnete, telephonierte, lief auf die Banken. Dann arbeitete ich auf dem Lande, fuhr Mist, legte Kartoffeln, mähte, band Garben. Ich machte eine große Fahrt zu Fuß durch Italien, Griechenland, die Türkei und Aegypten, studierte in Wien Kunstgeschichte. Nirgends fand ich Ruhe, nirgends Menschen, die mir mehr waren als Bekannte. Ueberall suchte ich nach etwas und wußte doch nicht genau, wonach. Ich suchte einen Ausweg aus dem Verfall der bürgerlichen Kultur, die mir immer unhaltbarer erschien, je mehr ich in fremde Verhältnisse hineinsah. Da erlebte ich in Wien am 15. Juli 1927 das Blutbad, das dort die Polizei anrichtete und war empört. Kurze Zeit darauf fiel mir das Buch von John Reed „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ in die Hände. Und da wurde mir klar, daß hier der einzige Ausweg war.

Mein Buch „Krieg“ hat vor dieser Entscheidung seine heutige Form bekommen. Es entstand in der Zeit, in der ich hoffnungslos suchte, in der ich keinen Ausweg sah, in der mir der Sozialismus durch die Sozialdemokratie zum Ekel gemacht war und ich doch nicht mehr zu den Bürgerlichen zurück konnte. Ich schrieb, um wenigstens etwas zu tun. Eine wirkliche Tendenz konnte ich da nicht haben, ja nicht einmal verstehen. So entwurzelt war ich, daß ich den Krieg nicht mehr schildern mochte, wie ich ihn erlebt hatte, als Offizier. Was hatte ich noch mit den Offizieren zu tun, wenn ich mit der Sense durchs Gras fuhr? Ein einfaches ehrliches Leben wollte ich führen. Und ich wollte den Krieg so schildern, wie ihn mein vielleicht etwas romantisches Ideal eines einfachen, ehrlichen Menschen erleben müßte. Dazu legte ich die Erzählung einem meiner ehemaligen Untergebenen in den Mund, dem Gefreiten Degenkolb. Das konnte ich um so leichter, als ich von seinem wirklichen Leben sehr wenig wußte und ihm daher alles unterschieben konnte, was mir in meinen Plan paßte. Nirgends ist es ausgesprochen, aber überall ist eine Bindung zwischen den Menschen da. Es konnte nicht ausgesprochen werden, weil es nur eine Gefühlsbindung war. An einer Verstandesbindung, an einem Ziel, das man in Worten ausdrücken könnte, hatte ich ja verzweifelt. Mein Held gehorcht, weil er nicht weiß, um welches Zieles willen er nicht gehorchen sollte. Wegen dieses Gehorsams lieben die Nationalisten mein Buch. Sie brauchen solche Ludwig Renns, die blind gehorchen, und die kein Ziel mehr haben, weil man ihnen alle zerstört hat. Sie brauchen sie für ihre Reichswehr und für ihre Bürgerkriegsorganisationen.

Mein „Krieg“ ist also ein Uebergangswerk, wie seine Auffassungen Uebergangsauffassungen sind. Nur in einer Uebergangsstellung war eine solche Art Objektivität möglich, wie sie die Erzählung zeigt. Es ist keine wirkliche Objektivität, die es überhaupt nicht geben kann, sondern eine Dichtung, die ihre richtigen und falschen Seiten hat.

Der „Jungdeutsche“ hat gefragt, ob Renn wirklich Kommunist sein kann. Ich bin Kommunist. Die bürgerliche Welt verteidigt die Positionen der Vergangenheit. Das revolutionäre Proletariat baut die Zukunft auf. Ich bin dorthin gegangen, wo die Zukunft ist.

\*

[7:]

**JAN ROBOTNIK AUS POZNAN**

**ARTHUR ARNOLD**

Bericht des Gendarmerieinspektors von Neuilly sur Seine an die Präfektur „Seine“

Im Anhang zur Meldung vom 17. ds. No. P.D. 4026 wird mitgeteilt, daß die Identität des Individuums, welches am 17. Januar 1928 das Grundstück des Herrn A. Dubois betrat, und es trotz dessen Protest bis zum Ufer der Seine durchquerte, am Ufer angekommen, den Rock ablegte und sich in die Seine warf, ohne daß der Körper bisher geborgen werden konnte, festgestellt ist. Es handelt sich um den beschäftigungslosen Fabrikarbeiter Robotnik, Jean (Jan) aus Poznan (Polen) gebürtig und ohne festes Domizil, polnischer Untertan (siehe Anmerkung).

In der Tasche des Rockes, den er am Ufer zurückgelassen hatte, wurde der einliegende Brief, adressiert an den Herrn Präfekten der Seine gefunden.

*Anhang 1.*

An den Herrn Präfekten der Seine!

Herr Präfekt!

Vor allem bitte ich Sie vielmals um Entschuldigung, daß ich Ihre kostbare Zeit für mich, den Ihnen vollkommen unbekanntem Arbeiter Jan Robotnik, in Anspruch nehme. Ich wage diesen Angriff auf Ihre wertvollen Minuten aber um so eher, da ich annehme, daß die hohen Behörden den Bittstellern mehr Interesse entgegenbringen als lebenden. Und dann soll mein Brief nur ein Versuch sein, die Ungelegenheiten begreiflich und verzeihlich zu machen, die ich ihren Exekutivorganen leider zufügen mußte.

Ich bin also der p. p. Jan Robotnik, irgendwann (ich weiß nicht wann) in Poznan, einst Posen in Preußen, geboren. Als ich ungefähr zwei Jahre alt war, nahm mich meine Mutter – meinen Vater habe ich nicht gekannt – auf den Rücken und fuhr viele Tage und viele Nächte lang mit anderen Frauen und Männern in einem schmutzigen, stinkenden Eisenbahnwagen durch viele Länder bis nach Frankreich. Ich erinnere mich nur, daß meine Mutter mit anderen den Sommer über von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf einem Felde arbeitete und daß wir im Winter von Hof zu Hof zogen, um Arbeit oder ein Almosen zu erbitten. Mit zehn Jahren (oder um diese Zeit herum, denn ich weiß ja nicht, wann ich geboren wurde) arbeitete ich auch schon Sommers auf dem Feld und zog im Winter auf eigene Faust von Hof zu Hof, Arbeit suchend oder bettelnd.

Lesen und schreiben habe ich erst als erwachsener Mensch gelernt, als ich wegen Vagabundage im Arbeitshaus war und ein Geistlicher polnischer Abstammung es sich in den Kopf setzte, aus mir, wie er es nannte, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu machen.

Als ich so 20 Jahre alt sein mußte, brach der große Krieg aus, der die ganze Welt und auch Posen vom deutschen Joch befreien sollte. Obwohl ich bisher gar nicht gewußt hatte, daß es in der Welt ein Deutsches Reich gab, das an alle seine Untertanen dachte, auch an die, die in Poznan oder Posen in Preußen geboren waren, war die französische Behörde klüger und versuchte das deutsche Nationalgefühl in mir zu wecken, indem sie mich von meiner Arbeitsstelle [8:] verjagte und, um mich nicht Hungers sterben zu lassen, in ein Gefangenenerlager stecken wollte. Da ich aber erklärte, daß ich gar nichts von Deutschland wissen wollte, und weder Deutscher noch Preuße, sondern Pole sei, steckte man mich zur polnischen Legion, die die Ehre haben sollte, zur Wiederherstellung eines polnischen Reiches, das es einmal gegeben haben soll, gewisse verlorene Punkte zu halten, wohin man vollwertige Franzosen nicht stecken wollte.

Leider war es mir nicht bestimmt, zur Ehre Frankreichs auf den Schlachtfeldern zu fallen, denn nach einigen Wochen begann ich Blut zu spucken und wurde als untauglich entlassen.

Während des Krieges hatte ich eine sehr schöne Zeit, oft gelang es mir sogar, mich satt zu essen, und während eines halben Jahres hatte ich sogar eine eigene Wohnung, in der ich mit meiner Frau und zwei Kindern, die sich bald eingefunden hatten, hauste.

Als endlich der Krieg mit dem Siege von Recht und Zivilisation geendet hatte, hoffte ich, daß der große Sieg nunmehr aller Welt in den siegreichen Ländern zugute kommen werde. Tatsächlich gelang es mir auch, in den zerstörten Gebieten lohnende Arbeit zu bekommen. Allerdings waren mir in den letzten Monaten des Krieges meine beiden Kinder verbrannt, die tagsüber allein blieben, da meine Frau in der Munitionsfabrik arbeiten mußte.

Als ich einige Monate ruhig gearbeitet hatte, erhielt ich eine Vorladung zum Polizeikommissar, der meine Papiere verlangte und mir dann eröffnete, daß ich mit meinen Papieren nicht in Ordnung sei, da ich weder Paß noch Heimatsdokumente besäße, und da mir auch eine Arbeitsbewilligung fehle. Um nicht in Konflikt mit den hohen Behörden zu geraten, holte ich meine spärlichen Ersparnisse hervor und fuhr nach Paris. Auf dem polnischen Konsulat teilte man mir mit, daß ich durch meine Entfernung aus Poznan das Recht verwirkt habe, die polnische Staatsbürgerschaft zu besitzen, ich sei somit deutscher Untertan. Ich begab mich zum deutschen Konsulat, wurde dort aber überhaupt nicht vorgelassen, da sich niemand mit mir polnisch verständigen konnte und ich kein Wort deutsch verstehe. Später teilte man mir mit, daß ich auch auf das deutsche Heimatsrecht keinen Anspruch hätte, da ich die Optionsfrist hatte verstreichen lassen. Ich mußte also unverrichteter Dinge nach Hause fahren. Mein Dienstherr verschaffte mir endlich eine Arbeitserlaubnis, und danach erhielt ich gnadeweise meine Identitätskarte für zwei Jahre.

Als ich im Jahre 1927 meine Arbeit verlor und nach Paris wanderte, um dort neue Arbeit zu suchen, verlangte die Behörde vor allem, daß ich meine Identitätskarte verlängern lasse. Da ich aber keinen Arbeitsvertrag vorweisen konnte – denn ich war ja arbeitslos – gab man mir keine Arbeiterkarte mit ermäßigtem Preis, sondern ließ mich volle 375 Franken für eine Identitätskarte zahlen, die außerdem kein Recht auf bezahlte Arbeit gibt. Um mit meinen Papieren in Ordnung zu sein, nahm ich diese Karte und schief während der nächsten sechs Monate unter Brückenbogen. Nach langem Suchen bekam ich endlich eine Arbeit als Kohlenträger und Werkstattputzer in einer Fabrik. Ich war glücklich, nicht mehr im Freien schlafen zu müssen, obwohl meine Arbeitsgenossen über die zehn Arbeitsstunden und die ungenügende Bezahlung schimpften. Aber nach einigen Wochen schon mußte ich die Stelle verlassen, da es sich bald herausstellte, daß ich keine Arbeitserlaubnis besaß. Und in der folgenden Zeit ist es mir [8:] nicht mehr gelungen, dauernde Arbeit zu erhalten, weil kein Dienstherr mich ohne Erlaubnis aufnehmen wollte. Ich habe es auch versucht, mich beim Arbeitsamt in Paris um eine Bewilligung zu bewerben. Aber nachdem ich einige Tage von früh bis abends in der langen Reihe der Bittsteller gewartet hatte und endlich an den Schalter vorgelassen wurde, erfuhr ich, daß ich nicht das Recht habe, den einmal ausgeübten Beruf zu wechseln, und da ich zuletzt eine Bewilligung zur Arbeit im Tischlergewerbe hatte, hätte ich einen Arbeitsvertrag als Tischler vorweisen müssen, um Gehör bei der Behörde zu finden.

Seither bin ich bei Tage von einer Arbeitsstelle zur anderen gerannt und habe die Nächte unter den Brückenbogen verbracht. Im Sommer geht das noch, Herr Präfekt, aber wenn die Herbstregen einen vor Kälte erschauern lassen, dann wird das selbst Jan Robotnik aus Poznan zuviel. Und als ich zufällig eine Gelegenheitsarbeit gefunden hatte und voller Freude meinen schweren Handkarren schleppte, hat mich das Unglück wieder erreicht, diesmal in Gestalt eines Polizeiagenten, der meine Papiere verlangte. Und da ich nicht das Recht hatte, einen Karren zu ziehen und einige Franken dafür zu bekommen, kam ich in Polizeiarrest, und die hohe Behörde strengte sich an, eine Grenze zu finden, über die der Arbeiter Jan Robotnik aus Poznan abgeschoben werden könnte. Weder Deutschland noch Polen legten viel Wert darauf mich zu erhalten, und während die hohen Behörden verhandelten, mußte ich im Gefängnis sitzen. So lange, bis ich eines schönen Abends, durch einen Zufall die Tür offen fand und ins Freie ging.

Sehr geehrter Herr Präfekt, weder die deutsche noch die polnische Grenze locken mich, und da es mir nicht erlaubt ist, in Frankreich zu leben, ist es mir gleichgültig, ob ich auf einer deutschen oder auf einer polnischen Landstraße verrecke. Als guter Untertan, der ich immer gewesen bin, wenn auch ohne Herrn, habe ich beschlossen, der hohen Behörde ihre Aufgabe zu erleichtern, und werde mich selbst über eine Grenze abschieben, für die man meistens keinen Paß und keine Erlaubnis benötigt.

Jan Robotnik.

*Anmerkung 1.*

Der p. p. Robotnik, Jan (Jean) soll in der letzten Zeit viel mit ausländischen Agitatoren verkehrt und selbst aufreizende Reden geführt haben, in denen er die Regelungen, die für die ausländische Arbeitskraft bestehen, heruntersetzte.

*Anmerkung 2.*

Der p. p. Robotnik, Jan (Jean) hat laut Strafkarte N. ARP. 4 028 026 folgende Verurteilungen erlitten: Vier Verurteilungen wegen Diebstahl (Wegnahme von Feldfrüchten), begangen in den Jahren 1905 (Winter), 1907 (Winter), 1910 (Winter), 1912 (Winter).

*Anmerkung des Referenten:*

Mangels einer straffähigen Persönlichkeit ist die Voruntersuchung wegen:

1. Hausfriedensbruch, begangen durch Betreten eines verschlossenen fremden Grundstücks trotz Verbots seitens des Eigentümers (Code penal § 368, Band 4, Abs. 3);

[10:] 2. Baden an einem verbotenen Platz (Verordnung des Präfekten der Seine vom 4.3.1889 Nr. 4026);

3. Verunreinigung eines öffentlichen Gewässers (§ 85 Gesetz vom 4.2.1797);

4. Uebertretung der polizeilichen Meldevorschrift (§ 21 Gesetz vom 24.8.1926) einzustellen.

Die Effekten des p. p. Robotnik, Jan (Jean) sind gerichtsseitig zu deponieren und dem p. p. Robotnik oder seinen Erben gegen Legitimation (Erbschein) und Bezahlung der aufgelaufenen Verwahrungs- und Manipulationsgebühren auszuhändigen.

Gez.: Unterschrift (unleserlich).

\*

**DER LEBENDE LEICHNAM  
KINDERSPIEL IM HINTERHOF**

**PAUL KÖRNER**

„Atze, komm mal her, ick will dir wat sagen,  
Wir spielen Krematorium“  
„Ach, wir ham ja keen Leichenwagen“  
„Mensch, wir kippen en Müllkasten um.  
Hanne is Leiche, der stinkt am meisten  
Wir stecken ihn in’n Kasten rin –  
De Klappe zu, sonst dut det Aaß kneisten“  
„Au, knorke, een biskan Asche is ooch noch drin“  
„Hanne, los rinn, laß de Zunge rausschlackern,  
Wie de Most’n, die sich uffjebammelt hatte“  
„Mensch, mußst stille sin, un nich immer jackern,  
Mußt dir mausedot stell’n wie jestern die Ratte“  
„Du mußst so dun als dätste penn’n,  
So wie een richtiga dodichter Mann“  
„Wir kenn’n dir doch nich lebendig vabrenn’n!  
Stell dir doch bos nich so dusslich an“  
„Nu mach zu. Max, nimm de Konservenbüchse,

Und denn immer feste drufflosgebimmelt –“  
 „Wat, du wist se nich? Na, denn nehme ick se“  
 „Da hast se, die is ja schon janz vaschimmelt“  
 „Nu alle ran, den Sarg wegtragen,  
 Erst mal hier um den ollen Klotz drumrum“.  
 „Nee, zieh'n, det .is doch een Leichenwagen“  
 „De Kellertreppe is't Krematorium“  
 „Macht uff, ick halt'et nich mehr aus,  
 De ganze Fresse ha'k voll Müll!  
 Macht 'n Deckel uff, ick will jetzt raus!“  
 „Halt doch de Backen un sei still!“  
 „Och, Hanne dut sich ja jleich bescheißen,  
 Nu warn wir jrade so scheene drin  
 Un woll'n in'n Kelleruffjang schmeißen  
 Nu will er nich mehr Leiche sin.“

\*

[11:]

## LITERARISCHER HOCHVERRAT IN PERMANENZ

KARL GRÜNBERG

Seit dem 20. August 1929 sitzt auf der hinterpommerschen Festung Gollnow der Redakteur Karl Schrader, besser bekannt unter dem Namen Paul Körner. Wegen Pressedelikts: „Vorbereitung zum Hochverrat“, gegeben durch einen in der „Roten Fahne“ erschienenen Artikel, in dem anlässlich des 7. November zur aktiven Verteidigung der Sowjetunion aufgefordert wurde.

Nach Verbüßung der einjährigen Festungsstrafe wartet auf Körner das Gefängnis. Zehn Monate wegen Aufforderung zur traditionellen Maidemonstration der Arbeiter – das Urteil des republikanischen Gerichts sagt: „wegen Aufforderung zum Ungehorsam“, – dann zwei Monate, weil ein Artikel einen Arbeiterschlächter einen Arbeiterschlächter nannte. Dann einen Monat, weil sich Herr Zörgiebel beleidigt fühlte. In diesem Fall ersparte sich das Gericht sogar den umständlichen und unbequemen Umweg einer Verhandlung mit dem vom Angeklagten erbotenen Wahrheitsbeweis. Mit einem lakonischen „Strafbefehl“ des Amtsgerichts Berlin-Mitte, Abteilung 132 vom 20. Juni auf vier Wochen Gefängnis soll die Sache kurz und schmerzlos aus der Welt geschafft sein. Der danach erfolgte Versuch, den Malefikanten einzusperren, scheiterte nur daran –, daß dieser eben schon in Gollnow eingerrückt war.

Daneben hat die eifrige Justiz über denselben Redakteur in wenigen Monaten 6500 Mark Geldstrafe verhängt! Und über ein halbes Dutzend weiterer Prozesse: Hochverrat, Ungehorsam, Beleidigung eines Barmat-Stipendiaten, Lästerung des lieben Gottes usw. schweben noch, sollen ihn auf weitere Jahre unschädlich machen.

Paul Körner ist ein proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, einer derjenigen, die zur Hoffnung der jungen proletarisch-revolutionären Literatur Deutschlands gehören. In ihm sucht und trifft die Justizreaktion bewußt einen Vertreter jener jungen Generation, die die Kunst als Waffe im Klassenkampf gebraucht. Erst kürzlich bekam Körner eine neue Anklage wegen einer von ihm geschriebenen Reportage: „Barrikaden im Bullenviertel“, aus der abermals das famose Delikt des „literarischen Hochverrats“ konstruiert werden soll.

\* \* \*

Um es gleich vorweg zu sagen: Paul Körner sucht keine Gnade! Er steht für das ein, was er geschrieben oder verantwortlich gezeichnet hat. Wenn er sich des Trommelfeuers von Anklagen und Strafen entziehen wollte, hätte er genug Zeit und Gelegenheit dazu gehabt. Er verlangte lediglich einen nach dem Strafvollzug zulässigen Strafaufschub von zwei Monaten, um einen proletarisch-revolutionären Roman zu vollenden. Dieses Gesuch ist abgelehnt worden, „– – – nach Lage der Sache“ – wie es in dem Bescheid des Reichsjustizministers Dr. v. Guerard heißt.

Die Sache aber ist, daß der Antragsteller weder ein gräflicher Vaternörder, noch ein faschistischer Bombenwerfer, weder ein Fememörder, noch ein Einpeitscher der faschistischen Diktatur ist, sondern ein aufrechter, proletarischer Klassenkämpfer!

Die Rebellion gegen die kapitalistische Gesellschaft liegt ihm sozusagen im Blut. Der Vater erzog die fünf Kinder zu guten Klassen-[12:]kämpfern. Im letzten Kriegsjahr zog man den achtzehnjährigen Gärtnerlehrling ein. Nicht lange danach ist er lebendig begraben in den unterirdischen Kasematten der Festung Thorn, weil er unter den Kameraden Spartakusflugblätter verbreitete. Kurz vor dem militärischen Zusammenbruch schickt man ihn mit einem Requirationskommando nach der bereits im hellen Aufruhr befindlichen Ukraine, wo er – kaum aus dem Zug gestiegen – einen schweren Unterleibsschuß erhält, der ihn jahrelang zum Siechtum verurteilt. Am 1. Mai 1919 läßt er sich im Spartakusbund einschreiben und kämpft beim Kapp-Putsch bereits auf den Barrikaden Quedlinburgs, wofür man ihn mit sechs Wochen Untersuchungshaft bestraft. Im darauffolgenden Jahr muß er wegen aktiver Beteiligung an der Abwehr der Hörsing-Provokation in Mitteldeutschland flüchten. Unter dem Pseudonym Paul Körner beginnt er ein Wanderleben durch Deutschland, die Schweiz und die Tschechoslowakei. Als Land-, Berg- und Fabrikarbeiter sammelt er seine nachhaltigsten Eindrücke, die er in Arbeiterkorrespondenzen, Gedichten und Skizzen der Arbeiterpresse und damit der Öffentlichkeit zugänglich macht.

\* \* \*

Paul Körner ist längst kein Unbekannter mehr. Die Leser der Arbeiterpresse kennen und schätzen ihn aus unzähligen Kurzgeschichten und Reportagen. Körner versteht es wie nur wenige Arbeiterschriftsteller, das Leben, Lieben und Hassen der Arbeiterklasse aus seinem eigenen proletarischen Ich heraus zu gestalten. Die Weddingener und Neuköllner Proleten zeichnet er mit wenigen Strichen, aber er appelliert nicht an das Gefühl, sondern an die geballte Faust. Obwohl er nirgends Kompromisse macht oder unbequemen Konsequenzen auf stilistischen Umwegen entflieht, wurden bereits bürgerliche Blätter auf ihn aufmerksam. „Schreiben Sie uns bitte ähnliche Geschichten, aber ohne diese Tendenz“, ersuchte ihn kürzlich ein großes demokratisches Blatt.

Paul Körner verschmäht aber den beschaulichen Weg der Lersch, Brüger und Bartel! Er dient der Klasse, die ihn gebar. Und weil er daraus keinerlei Hehl macht, soll er mit der trockenen Guillotine unschädlich gemacht werden. Das ist der Sinn des rigorosen Strafvollzugs. „Der p. p. Schrader kann in Gollnow ungestört seinen Roman weiter schreiben“, erklärt heuchlerisch der Zentrumsminister v. Guérard, – – – nebenbei bemerkt wird aber den politischen Häftlingen in Gollnow nicht einmal die Tagesliteratur ausgehändigt, die für einen proletarischen Schriftsteller ebenso notwendig ist wie das Brot.

\* \* \*

Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ hat das Gesuch seines Mitgliedes um Strafaufschub unterstützt. Mit höhnischem Bescheid ist für die ästhetisch-unpolitischen Prominenten der „Fall Schrader“ erledigt. Nicht so für den „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“, dessen Mitbegründer und Vorstandsmitglied Paul Körner ist. Für den Bund ist das Justizkesseltreiben gegen einen der Seinigen nur ein Teil jener kulturelle reaktionären Welle, die sich bald in Schundgesetzen, Zensurstreichen und Konkordaten austobt, bald in schwarzweißbroten Verfassungsfeiern, Tagen des deutschen Buches und andern erbaulichen Festen der Republik, hinter der sich schon deutlich das Gesicht des Faschismus zeigt.

\*

[13:]

## **DAS RUSSISCHE WUNDER**

**ZUM 12. JAHRESTAG DER SOWJETUNION**

**TH. NEUBAUER**

Es ist noch gar nicht so lange her, erst drei, vier Jahre, daß man für das kapitalistische Deutschland das „amerikanische Wunder“ entdeckte. Mit viel Tamtam und Sensation, mit dicken Büchern und hochweisen Ratschlägen an den deutschen Kapitalismus, es doch dem Amerikanismus nachzutun. Die Ersten, die nach all den Jahren der Absperrung durch Krieg und Inflation hinübergefahren waren,

hatten bei ihrer Rückkehr volle Freiheit zu fabulieren – so wie der alte Marco Polo, als er dem europäischen Abendlande des 13. Jahrhunderts die Wunderwelt Chinas schilderte. Aber dann führen mehr Leute über den großen Teich, und solche, denen an sensationellen Bucherfolgen wenig gelegen war, auch solche, die hinter die glänzenden Fassaden schauten und den Mut fanden, die Wahrheit zu sagen. Da war es mit dem „amerikanischen Wunder“ zu Ende. Im Schatten der Wolkenkratzer und Marmorpaläste entdeckte man Arbeiterviertel voll schaurigsten Elends, hinter der Maske der Unternehmer-„Humanität“ à la Ford die Tigernatur eines bestialischen Ausbeutertums, unter der Biederkeit der Babbitts die barbarische Borniertheit, die Heuchelei und Gaunerei des Dollarspießertums. Heute spricht man bei uns nicht mehr vom amerikanischen Wunder; man würde vielleicht ausgelacht werden.

Gerade umgekehrt war es mit Rußland. Als vor drei, vier Jahren die ersten Arbeiterdelegationen von dort zurückkehrten, begegneten ihre Berichte bei dem deutschen Bürgertum höhnischem Gelächter. „Potemkinsche Dörfer“, hieß es, „Rubel-Journalismus“. Rußland – was ist das schon? Mißwirtschaft, Desorganisation, Elend – Bolschewismus. Aber mehr führen hinüber, kamen zurück und berichteten, und allmählich verzogen sich die höhnischen Münder in sorgenvolle Falten. Vielleicht war doch etwas daran, was man da von der gigantischen Aufbauarbeit erzählte? Dann drang auch einiges durch über den Fünfjahrplan; das stimmte noch ernster. Bürgerliche Zeitschriften und Zeitungen wurden vorgeschickt, um zu beweisen, daß der ganze Fünfjahrplan ein illusionäres Spiel mit Zahlen, ein wahnwitziges Experiment, ein letzter Verzweiflungsakt des untergehenden Bolschewismus sei, ein sinnloses Unternehmen, das „natürlich“ zum völligen Fiasko führen und den Sturz des Sowjetregimes nach sich ziehen müsse. Neue Meldungen kamen, neue Berichte: neue Tatsachen. War vielleicht der Fünfjahrplan doch nicht ganz so unsinnig, wie man es dargestellt hatte?

Paul Scheffer schrieb im „Berliner Tageblatt“:

„Das größte, in vieler Beziehung modernste wirtschaftspolitische Experiment aller Zeiten, nicht nur originell! Armes altes Europa! Wenn das Experiment auch nur zu drei Viertel glückt, dann schon ist am endgültigen Sieg nicht zu zweifeln. Es wäre der Sieg der sozialistischen Methode, erfochten mit den Kräften eines unverbrauchten, glaubensfähigen, begabten Volkes.“

Armes altes Europa! Die bereits vorliegenden Ergebnisse des ersten Jahres, das mit dem 30. September abschloß, überschritten sogar die Ziele des Fünfjahrplanes für diesen Zeitabschnitt. Also schon mit dem ersten Jahre ist der Beweis erbracht, an dem Siege [14:] nicht mehr zu zweifeln. Armes altes Europa! Der Aufstieg des bolschewistischen Rußland ist der Untergang des kapitalistischen Europa, ist der Sieg des Sozialismus. Das ist das russische Wunder!

Die Weisen des Kapitalismus schütteln die Köpfe. Rußland, das in seiner Entwicklung so ungeheuer zurückgeblieben war, ein Land, wo noch Millionen nicht lesen und schreiben konnten, wo noch Millionen in den primitivsten Formen mittelalterlicher Naturalwirtschaft oder gar vorzeitlichen Nomadentums lebten, dieses Land wollte das hochkapitalistische Westeuropa nicht nur technisch und kulturell einholen, sondern sogar überholen, und nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ überholen in der Entwicklung. durch die Verwirklichung des Sozialismus!

Der englische Kapitalismus hat fast zweihundert Jahre gebraucht, um seinen heutigen Stand zu erreichen, der deutsche nahezu ein volles Jahrhundert, der amerikanische – unter den allergünstigsten Bedingungen – immer noch ein halbes Jahrhundert, und in Rußland will man in fünf kurzen Jahren den höchsten Stand des europäischen Kapitalismus überholt haben und dem amerikanischen gewachsen sein! Aber noch mehr: diese fünf Jahre sollen den entscheidenden Sieg des Sozialismus bringen!

Nur ein paar Zahlen: die Produktion der Industrie soll nach dem Fünfjahrplan um 240 Prozent, die der Landwirtschaft um 80 Prozent, der Metallurgie um 300 Prozent, der Kohlenindustrie um 100 Prozent, der Naphthaindustrie um 150 Prozent, der chemischen Düngemittel von 300.000 Tonnen auf sechs Millionen, also um 2000 Prozent steigen. Das Nationaleinkommen soll von 24,4 auf 49,7 Milliarden Rubel, also um 103 Prozent wachsen, der Reallohn des Arbeiters um 71 Prozent; die Arbeitszeit soll generell auf sieben Stunden reduziert und die viertägige Arbeitswoche eingeführt werden.

Märchenhafte Zahlen! Für deutsche Verhältnisse, für englische Verhältnisse, selbst für amerikanische Verhältnisse unvorstellbar. Und dennoch wurden die Ziffern des Fünfjahrplanes im ersten Jahr noch übertroffen, so daß man die Ziele bereits erhöht hat und für das nunmehr begonnene Wirtschaftsjahr eine Vergrößerung der Industrieanlagen um 33 Prozent vorsieht. Heute heißt die Losung: den Fünfjahrplan in vier Jahren realisieren!

So etwas ist nur in der Sowjetunion möglich, weil in allen kapitalistischen Ländern die Hauptbedingungen für eine solche Entwicklung fehlen: das befreite Proletariat und die Sowjetmacht.

Nur wer es selbst erlebt hat, vermag die Begeisterung zu ermessen, mit der sich der russische Arbeiter der Realisierung des Sozialismus hingibt. Liebevoll ruht sein Blick auf der neuen Maschine, die er dir zeigt: „sie wird uns ermöglichen, die Produktion um 18 Prozent zu steigern“. – „Sieh, Genosse, mit dieser Konstruktion der Pumpen sind wir der amerikanischen Petroleumindustrie über.“ – „Diese Benzinfabrik (Asnept-Baku) haben russische Ingenieure und russische Arbeiter mit russischen Maschinen gebaut.“ – „Mit Hilfe der technischen Erfindung eines Arbeiters werden wir im Jahr über 200 Millionen Rubel an australischer Wolle sparen.“ (Moskau.) – „Vor einem Jahr betrug unsere Belegschaft („Sichel und Hammer“ in Charkow) 2400 Köpfe, jetzt 4800, im nächsten Jahr wird sie 7800 betragen.“ – „Wir haben jetzt 460 Kühe, werden in paar Monaten 600 haben und sollen es auf 6000 bringen.“ (Sowjetwirtschaft Frunse.) – [15:] „Bis jetzt gibt es in der Sowjetunion nur sechs Teeplantagen, in ein paar Jahren wird es 23 geben; dann sind wir mit unserer Teeversorgung vom Ausland unabhängig.“ (Batum.) – „Wir haben uns erlaubt, eure deutschen Maschinen zu verbessern; sie reichen für unsere Bedürfnisse nicht aus.“ (Artemowsk.) – Solche Stimmen könnte man zahllos anführen.

Sowjetrußland baut in Nishnij-Nowgorod die größte Automobilfabrik Europas mit einer Jahresproduktion von 100.000 Stück, in Stalingrad die größte Traktorenfabrik mit einer Jahresproduktion von 40.000, in Dneprostroi das größte Kraftwerk mit einer Leistung von 1.500.000 Kilowatt, der dreifachen des Walchenseewerks. Aber noch viel gewaltiger ist die Hingabe, der Elan, die Leistung des russischen Arbeiters. „Seit Jahren komme ich nicht mehr dazu, ein Werk der Dichtung zu lesen“, sagt mir ein Funktionär des Wirtschaftsapparats, „aber ich glaube, das ist nicht so schlimm: wir dichten selbst – in den Zahlen unseres sozialistischen Aufbaus“. – „Glauben Sie mir, Genosse,“ sagt ein Trustdirektor, „in drei Jahren wird der Fünfjahrplan so klein sein und wir so groß!“ Das ist alles andere als Prahlerei, das ist der Fanatismus der Zahl, das ist die Begeisterung für die Verwirklichung des Sozialismus.

So etwas ist nur in der Sowjetunion möglich – heute noch nur dort. Aber wenn in Deutschland die Arbeiterklasse das kapitalistische Joch abgeschüttelt und in der Rätediktatur die Staatsform gefunden hat, in der sich alle die proletarischen Klassenenergien, die heute tausendfältig gehemmt, verdrängt und verkümmert sind, frei entfalten können, wenn erst einmal das deutsche Proletariat nicht mehr für den Moloch Profit arbeitet, sondern für sich selbst und seine Kulturinteressen, dann wird das russische Wunder, vor dem wir staunend stehen, auch in Deutschland möglich sein!

\*

## **SPIEL FÜR GENTLEMEN**

**WILLIAMS ROLLINS**

In dem riesigen Gerichtssaal sitzt an der Seite des Richters ein blondes Mädchen und zieht aus einem Strohhut den Zettel mit dem Namen des Geschworenen. So startet das Schauspiel. Der Hut ist einem Verteidiger entwendet, der drei Tage ohne Kopfbedeckung herum lief, bevor er dahinter kam. (Gelächter – eifriges Kritzeln der Reporter – und ihr habt jetzt schon ein leises menschliches Interesse an dem Prozeß gewonnen.)

Selbstbewußt und plump betritt der Geschworene die Schranken und baut sich auf den Platz unterhalb des Richtertisches hin. Zu seiner Ehrwürden Linken erhebt sich der lange, schmale, junge Schreiber, sieht auf den Geschworenen herab und holt tief Atem:

„Ichschwörebeigottdemallmächtigen ... sowahrmirgotthelfe ... diebibel!“

Der Geschworene taucht herab. Wenn er nämlich die Bibel nicht küßt, ist er nicht fähig, die Burschen zu richten. Dann wendet er sich den Anklagevertretern zu und beantwortet bereitwillig alle Fragen

über Religion, Vatersnamen, Mädchennamen der Frau und andere wichtige Einzelheiten, die seine Eignung beweisen sollen, über Leben und Tod von dreizehn jungen Männern und Gefangenschaft oder Freiheit von drei Frauen zu entscheiden. Und nun, während seine [16:] Finger nervös an den Hosenbeinen spielen, bietet er sich der feindlichen Schlachtreihe der Verteidiger dar.

Ob er jemals der Meinung Ausdruck gegeben hätte, daß alle Angeklagten oder einer von ihnen an der Ermordung des Polizeichefs Aderholt schuldig wären?

Er fürchtet, er hat. Einer muß doch Schuld haben.

„Wer?“ „Beal.“ („Herr Beal“, wirft der Anwalt ungeduldig ein. „Herr Beal“ verbessert er sich hastig.) Aber er denkt sich, er kann ihnen allen einen feinen Prozeß zeigen.

Der Verteidiger zielt noch ein paar Fragen auf ihn ab, dann sieht er auf seine Akten.

„Stellt ihn vor!“ murmelt er.

Der Schreiber neben dem Richter erhebt sich.

„Geschworener, seht auf die Gefangenen!

Gefangene, seht auf den Geschworenen!

Seid Ihr einverstanden?“

Der Anwalt kramt in seinen Papieren. „Nein“, grunzt er, und so ist der Geschworene seiner Verpflichtung enthoben.

\* \* \*

Das ist der einzige falsche Ton in dem Gastonia-Prozeß, der sich in dem aufdringlichen Zweimillionen-Gerichtspalast abspielt: Der Advokat muß sich erheben und sein Bedauern darüber ausdrücken, daß er die schätzenswerten Dienste des Geschworenen leider nicht gebrauchen kann. Denn dieser Prozeß ist ein vornehmes Spiel, und ganz Nordkarolina ist verflucht stolz darauf.

An Stelle des sauertöpfischen, knurrigen Thayer (Richter im Sacco-Vanzetti-Prozeß. Die Red.) sitzt auf dem Richterstuhl der geschmeidige, kühne Barnhill mit seinem gewinnenden Lächeln, ein Muster der Unparteilichkeit. Die Sheriffs sind zu allen gleich lebenswürdig, und auch die Gefangenen werden freundlich behandelt. Die Anwälte sind höfliche Herren aus dem Süden mit sanften Stimmen. Morgens erscheinen sie mit kameradschaftlich verschlungenen Armen, duftige Rosenknöspchen zieren ihre Rockaufschläge.

Und die ganze Stadt spielt mit. Die Handelskammer hat es selbst verbreitet: Alle sind eingeladen, in ein Kriegsgeschrei einzustimmen über die industrielle Verwirrung von Nordkarolina, die Erschießung des Polizeichefs und die Verhaftung von sechzehn Männern und Frauen. Und jeder Reporter darf aufstehen, sein Blatt nennen, und, ganz gleich, ob es konservativ oder freisinnig ist, sicher sein, daß er herzlich willkommen geheißen wird. Charlotte ist nicht Dedham! Hier machen wir faires Spiel mit Sportsgeist. Und wenn die ganze Schlachtreihe der Rechtsanwälte zwölf verwirrte Seelen für ihre Zwecke gefunden hat, werden sie sich die Hände schütteln und es einen Erfolg nennen – bis zum nächsten Meeting.

Was kann man mit so einem Volk tun? Könntet ihr (selbst wenn ihr den Mut dazu hättet) in diesem wohlherzogenen Gerichtshof aufstehen und ihnen sagen, daß das Ganze ein schauerliche Farce ist, daß dreizehn Menschenleben am Marterpfahl stehen, und daß sie da um ihre Köpfe trudeln? In diesem feierlichen Verhör der Geschworenen über die Berufe ihrer Großväter, über phantastisch unwirkliche Dinge. Ihr könntet es nicht. Das wäre kein guter Sport. Und dies ist doch ein Spiel für Gentlemen.

\* \* \*

[17:]

Neun Tage brauchte man, um unter 650 Geschworenen zwölf rechtschaffene und ehrliche Männer zu finden. Man nahm A. F. Parker, Buchhalter in seines Vaters Kramladen. Parker stand vor dem Rich-

tertisch und lauschte mit hoherhobenem Haupt auf die Fragen der Verteidiger. Ja, er glaube, Arbeiter hätten ein Recht, sich zu organisieren, um bessere Lebensbedingungen zu erreichen. Ob es sein Urteil beeinträchtigte, daß wahrscheinlich einige der Organisatoren aus anderen Staaten kämen, z. B. aus New York oder Massachusetts? Ob er vielleicht gegen sie eingenommen sei? Sein dunkles Gesicht erhellt ein Lächeln: „Nein, Herr.“

L. J. Johnson dagegen fürchtet doch, daß er voreingenommen sei gegen „Ausländer“. Seine mit dicken Adern durchzogenen Hände hängen leblos herab, während er mit offenem Mund, den blauroten Kopf vorgeneigt, dem Verteidiger lauscht. Nein, er hat kein Vorurteil gegen eine kommunistische Vereinigung, die die Regierung stürzen und alle feinen Leute in die Hölle schicken will, und die Vernichtung der Stützen der Gesellschaft läßt ihn kalt. Aber – verflucht nochmal! – er ist sehr voreingenommen gegen alle Leute, die aus dem Norden kommen, und er ist dafür, daß man es den Burschen ordentlich gibt.

Zwölf Männer, rechtschaffen und ehrlich, sind schließlich gewählt. Die Liste ist vollständig.

Ein leichtes Aufatmen geht durch den Raum, dann ist alles still. Der lange, schmale Gerichtsschreiber steht auf:

„Meine Herren Geschworenen, bitte erheben Sie sich von ihren Plätzen, wenn ich Sie aufrufe: G. L. Benson! S. L. Caldwell! J. G. Campbell! ...“ Einer nach dem anderen erhebt sich, wie sein Name fällt. Der Schreiber wendet sich an die Angeklagten: „Gefangene, steht auf, wenn ich Euch aufrufe: Robert Allen! Fred Erwin Beal! Vera Buch! K. O. Byers! ...“ Einer nach dem anderen erhebt sich.

„Meine Herren Geschworenen, betrachten Sie sich die Gefangenen und hören Sie ihre Sache ...“

Da stehen sie, zwölf Männer und junge Burschen in weißen losen Hemden in zwei langen Reihen. Vor ihnen stehen zwei längere Reihen von dreizehn jungen Leuten und drei Mädchen in ebensolchen offenen Hemden. Achtundzwanzig, und in den Händen von zwölf liegt das Schicksal der anderen sechzehn. Zwölf junge Leute. Und von der geschickten Wahl der Worte streberischer Söldner, die ihre dunklen, unklaren Seelen betören werden, von ihren Launen, ihren ihnen vielleicht selbst unbewußten Vorurteilen, von besserem oder schlechterem Funktionieren ihres Magens an diesem verhängnisvollen Tag hängt das Leben von dreizehn anderen jungen Männern ab und die Freiheit von drei Frauen. Das ist der Gerichtshof, die Blüte der Zivilisation.

Der Schreiber liest weiter. Einförmig, unzusammenhängend wiederholt er die gewichtigen Worte. Die beiden Gruppen stehen ruhig und warten. Sie starren auf ihre Schuhe oder beobachten die Fliegen an der Decke. Hie und da wechseln ein Gefangener und ein Geschworener Blicke. Der Häftling lächelt schwach. Aber wenn der Geschworene etwa dort drüben ein menschliches Wesen sieht mit sorgfältig gescheiteltem Haar, gefühlvollen Augen, eigenen Gedanken, der Fähigkeit zu lieben und zu hassen und einem klopfenden Herzen gleich ihm selbst – so zeigt er es nicht.

[18:] „– – – zusammensitzen, den Fall beraten und ein einstimmiges Urteil abgeben.“ Der Schreiber ist fertig. „Meine Herren Geschworenen, nehmen Sie Platz. Gefangene setzen.“

Achtung! Achtung! Dieserehrenwertegerichtshofwirdvertagt bismorgenfrühneuenuehdreißig – gottschützedenstaatunddiesenehrenwertengerichtshof!“

Der Hammer des Richters fällt. Das Vorspiel ist zu Ende. Das Spiel hat begonnen.

(Aus dem Amerikanischen übersetzt von O. Hallervorden.)

\*

„... Ferner bitten wir Sie, nach Möglichkeit den Angriff auf Curtius zu streichen oder im Tone anders zu formulieren. Curtius hat so viele Anhänger in unserem Leserkreise, wie wir öfter feststellen konnten, daß Ihr Angriff in dieser Form als provokatorisch oder demagogisch aufgefaßt werden könnte.

Mit bestem Gruß

„Die Neue Bücherschau“.

Mit diesen Zeilen lehnt Ihre Zeitschrift, Gerhart Pohl, Brupbachers Artikel ab. Ihre Sympathien erstrecken sich weit. Allzuweit für das moralische Prinzip revolutionärer Gesinnung.

Sie haben seinerzeit viel Sympathie dem Berliner Rundfunk gegenüber zum Ausdruck gebracht. Sie haben sie entsprechend Ihrer eigenen Entwicklung für jene „geistig-aristokratische“ Publizistik bewiesen, die himmelhoch steht über der Literatur des politischen Propagandamaterials. Und nun schließlich für Curtius. Jenen in jeder Beziehung würdigen Repräsentanten des pseudodemokratischen Bürgertums.

Uns scheint die Erklärung, mit der Sie Herrn Curtius beschützen, gelinde gesagt – literarische Korruption.

Die Redaktion.

Heute leiden die Intellektuellen unter einer großen Absatzkrise. Ihre Zahl ist relativ zu groß. Auch verlangt die Kundschaft aller Klassen andere Artikel, als die Intellektuellen auf Lager haben. Das trifft besonders auf die schreibenden, dichtenden und philosophierenden Intellektuellen zu.

Diese Absatzkrise hat sich wesentlich verschärft; seitdem die ökonomischen Zwischenschichten fast verschwunden sind und nur noch zwei große Klassen, die proletarische und die kapitalistische, als Abnehmer in Betracht kommen. Hatte früher der Intellektuelle noch Platz in den Poren zwischen den Klassen, solange das Klassenbewußtsein der proletarischen und kapitalistischen Klasse noch nicht scharf entwickelt war, so muß er heute sich entscheiden für oder gegen eine Klasse; sonst ist er geliefert.

Der Madrider Professor *José Ortega y Gasset*, von dem als einem Wunderknaben die Presse der Intellektuellen aller Länder voll geschrieben steht, ist einer von den Intellektuellen, der sich in letzter Linie für die Kapitalistenklasse entschieden hat.

Weder Arbeiter noch Kapitalisten werden sein eben ins Deutsche übersetzte Buch: „*Die Aufgabe unserer Zeit*“ lesen. Wenn es innerhalb von ein paar Wochen trotzdem vergriffen ist, zeigt es, daß die Intellektuellen, die sich in einer Krise befinden, nicht klein an Zahl sind, und daß er zu ihrem „Herzen“ gesprochen.

Der literarische Geschäftsreisende des Völkerbundes, *E. R. Curtius*, nennt [19:] Ortega in seiner Vorrede einen der wichtigsten Denker unserer Epoche, behauptet, er formuliere den kategorischen Imperativ unserer Zeit.

Was ist nun Ortega? In erster Linie polemisiert er gegen *Pio Barocha*, den hauptsächlichsten und bekanntesten Vertreter der Intellektuellengeneration vor Ortega und gegen ihren Humanitarismus und Rationalismus. Pio Barocha war der Wortführer einer Intellektuellengeneration, die ins „Volk“ ging, er ist Demokrat im alten Sinne, Wortführer der kleinen Leute und der Bauern und Arbeiter. Jetzt ist auch in Spanien die Zeit des Volkes vorbei. Etwas später als im übrigen Europa. Das Volk ist nicht mehr nur elend; in gewaltigen Streiks und Generalstreiks hat es sich als Macht, als gefährliche Macht, gezeigt. Wer heute in Spanien mit dem Volk sein will, muß revolutionär sein, wird verfolgt. Und als es gefährlich wurde, mit dem Volk zu sein, da ist auch das demokratische Herz der spanischen Intellektuellen in die Brüche gegangen. Er wurde, und das ist eben charakteristisch an Ortega, „Geistesaristokrat“. Aus allem, was Ortega schreibt, stinkt dieser Geistesaristokratismus zum Himmel – und das ergreift das Herz der Intellektuellen dieses auserwählten Volkes, dieser „Vorhut des Geistes“ der „wachen Seelen“. Diese „reinen Denker, in denen die heraufkommende Zeit ihre früheste und flüchtigste Spur hinterläßt“. Die man fragen muß, „will man das Bild des Künftigen erhaschen“. Sie sind das Salz der Erde. „Denn die Umgestaltungen auf industriellem und politischem Gebiet sind wenig tiefliedend; sie hängen von den moralischen und ästhetischen Ueberzeugungen und Wertungen der

Zeit ab.“ (!!!!) Die Weltgeschichte wird gemacht von der Rasse der Auserlesenen. Die Außenwelt ist nichts, oder nur so viel, als die Auserlesenen aus ihr machen. Gegen den Rationalismus ist Ortega, „weil eine solche Geistesverfassung zu Revolutionen treibt“. Und „Revolutionär ist man nur insoweit, wie man unfähig ist, die Geschichte zu fühlen“. Alles Revolutionäre ist „eng und grob“. Ortega ist natürlich auch Antimilitarist. Er ist ein Kulturmensch, und das ist „ein Mensch, der sich nach lebensjenseitigen Forderungen richtet“. Er ist so was, wie die Geistigen seligen Angedenkens in Deutschland.

Man sieht, Ortega hat sich gegen das revolutionäre Proletariat entschieden. Trotz seiner Geistesaristokratie entscheidet er sich nicht gegen die Kapitalistenklasse. Denn in ihr gibt es eine besonders begabte Minderheit, in der er Absatz findet für seine Geistesprodukte. Ihr gegenüber zählt das Volk nicht. „Es ist nichts als Volk, ein Baustein neben vielen im sozialen Verband, ein träges Substrat des historischen Prozesses, eine Nebensache im Kosmos des Geistes.“ Die eigentliche Sympathie Ortegas gehört derjenigen Schicht der Bourgeoisie, die überhaupt nicht mehr arbeitet. Der reinen Luxusbourgeoisie, „die dem Leben in einer Art Ferienstimmung gegenübersteht“. „Der Arbeit stellt sich ein anderer Typus der Anspannung gegenüber, der nicht aus einem aufgelegten Gebot entspringt, sondern als freier, verschwenderischer Antrieb, aus der Lebenskraft quillt: der Sport.“ Von da aus ergibt sich seine Stellung zur Kunst. „Die echte Kunst ist volksfeindlich. Sie ist nur gut, wenn sie unpopulär ist. Sie hat sich von menschlichen Inhalten zu befreien. Lebendige Formen sind in ihr zu vermeiden. Sie soll ein Spiel sein und sonst nichts. Neue Stoffe gibt es für sie in der Wirklichkeit keine mehr. Wer die Kunst ernst nimmt, ist kein Künstler. Die echte Kunst ist keine Volkskunst, keine Kunst für die Masse, sie ist eine Kastenkunst – soll es sein.“ – Für die Luxusschicht der Bourgeoisie fabriziert Ortega Philosophie.

Ortega würde gern auch Wortführer dieser Schicht in der Politik sein. Aber Spanien ist politisch in einem labilen Gleichgewicht. Auf alle Fälle „weiß“ Ortega, daß nur „eine schmale Schicht von Auserlesenen für die Politik begnadet sind“.

Es gab eine Zeit, da waren Intellektuelle Vorläufer, Kämpfer. Jetzt sind sie Nachläufer geworden.

Oder wie Herr Curtius sagt: „Man stirbt nicht mehr für politische Ideen.“ Er hätte sagen sollen: „Wir Intellektuellen sterben nicht mehr für politische Ideen. Können wir doch von ihnen leben.“

\*

[20:]

## **KULTURPOLITIK UND KOMMUNE**

**KLAUS NEUKRANTZ**

1839 forderte General Horn als erster einen gesetzlichen Schutz gegen Kinderarbeit, weil das Rekrutenkontingent durch die Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft nicht mehr gestellt werden konnte. Die bürgerliche Gesellschaft geht bei der Gründung aller ihrer Einrichtungen nur von ihren (kapitalistischen und imperialistischen) Interessen aus. Zu 100 Prozent trifft das auf die gesamte Kulturpolitik der herrschenden bürgerlichen Gesellschaft zu.

Es gehört zum marxistischen ABC, daß jede grundsätzliche Kulturarbeit der politischen und ökonomischen Voraussetzungen der Macht durch die Klasse bedarf, die kulturell entwickelt werden soll. Also hier die proletarische Klasse. Es gibt keine unpolitische Kulturarbeit, wie es keine unpolitische Kultur gibt.

In einem klassenlosen sozialistischen Staat, der seinen sozialistischen Aufbau vollendet hat, wird es weder eine „Fürsorge“ noch eine „Wohlfahrt“ mehr geben, weil die sozialen Lebensbedingungen aller Menschen gleich gut sind. Die Politik der sozialistischen Gesellschaft wird ausschließlich eine Kulturpolitik sein, wie der Fünfjahresplan und die Rote Armee in Sowjetrußland allein dem kulturpolitischen Willen dienen.

Wenn wir uns schon in der kapitalistischen Gesellschaft mit kultur- und sozialpolitischen Aufgaben von der Tribüne des Parlaments aus beschäftigen, so sind das genau so Kampfaufgaben, wie unsere ökonomischen Forderungen innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Nie etwas anderes! Eine unter kommunistischer Mehrheit stehende Gemeindeverwaltung als kommunalpolitisches Endziel zu betrachten, wäre schlimmster Reformismus und Opportunismus.

Entsprechend der gesamten kapitalistischen Krisenentwicklung geht auch in der Verwaltung die Tendenz immer mehr auf Zentralisation, um die fortschreitende Radikalisierung der Arbeitermassen, die sich am schnellsten in den Gemeindevertretungen auswirkt, für den Verwaltungskörper auszuschalten. Die praktischen Rechte der Kommunen sind heute schon so begrenzt, daß man von einer Selbstverwaltung gar nicht mehr sprechen kann. Trotzdem wälzen Staat und Länder gerade die Lasten der sozialen und kulturellen Leistungen immer mehr auf die Gemeinden ab. Gleichzeitig werden die geringen Sozialleistungen durch andere Zwangsbelastungen, wie etwa durch das neue Polizeikostengesetz, das die Gemeindegzuschüsse zur Polizei fast verdoppelt, noch stärker herabgedrückt.

Für den Kunstetat stehen der Reichshauptstadt Berlin ganze 30.000 Mk. (!) jährlich zur Verfügung, während auf der anderen Seite die Gemeinden Millionen ausgeben für Anlage von Flugplätzen, Bau von Reichswehrkasernen, Schießstände, Turn- und Schwimmanstalten für Truppen usw. Neuimperialistische Kriegsrüstungen einer sozialdemokratischen Regierung, zu denen die Gemeinden zwangsweise herangezogen werden. Eine kleine Stadt wie Sagan in Schlesien baute für 1.700.000 Mark militärische Anlagen aus Gemeindemitteln, von denen durch Miete und Amortisation ganze 4 Prozent durch die Reichswehr – das sind 68.000 Mark – im Laufe langer Jahre vergütet werden.

In den wenigen Kultur- und Bildungsausgaben tritt der ausgesprochen volksfeindliche Klassencharakter am schärfsten zutage. Die gesamten Kosten der Schulunterhaltung müssen die Gemeinden tragen. Außerdem noch zu den Gesamtleistungen des Staates für die persönlichen Ausgaben für die Schüler 42,2 Prozent. Für jedes Volksschulkind zahlt der Staat jährlich ganze 105 Mark, die Gemeinde 259 Mark, zusammen also 364 Mark jährlich für einen Volksschüler. Für einen höheren Schüler dagegen gibt der Staat jährlich 457 Mark, die Gemeinde (z.B. Berlin) 671,10 Mark, zusammen also 1128,10 Mark. 95 Prozent aller Schüler besuchen nach einer Statistik des Deutschen Philologenvereins die Volksschule. Für die restlichen 5 Prozent müssen die Lohn- und Gehaltsempfänger die Mittel aufbringen, die ihren eigenen Kindern versagt werden.

Ein Student kostet dem Staat jährlich 1700 Mark, ein technischer Hoch-[21:]schüler 1862 Mark. Nach Angabe des Philologenvereins stammte 1927 nur ein Prozent aller Studenten aus Arbeiterkreisen!

Die Ausbildung eines Arbeiterkindes kostet den Staat acht Jahre Volksschule gleich 840 Mark. Für die Ausbildung eines Akademikers, einschließlich höherer Schule und vier Jahre Universität, zahlt der Staat 11.981 Mark!! Näheres siehe „Weimarer Verfassung“ ...!

Die von den Kommunisten bei allen Etatberatungen immer wieder geforderte Lehr- und Lernmittelfreiheit wird konsequent von der SPD und den bürgerlichen Parteien – abgelehnt. Die Aufstiegschancen sind für das Proletariat heute in Deutschland gleich Null.

\*

Ein kurzer Vergleich: in der Sowjetunion sind von insgesamt 341.000 Studenten (Deutschland hat 109.302 Studenten):

- 25 Prozent Arbeiter und deren Kinder;
- 25 Prozent Dorfarme, Kleinbauern und deren Kinder;
- 40 Prozent Angestellte und Kopfarbeiter;
- 10 Prozent Sonstige.

Das Übergewicht der proletarischen Elemente steigt von Jahr zu Jahr. 60 bis 70 Prozent aller sowjetrussischen Studenten sind gewerkschaftlich organisiert und werden finanziell von ihren Gewerkschaften, die sie ausgesucht und delegiert haben, unterstützt. Alle Arbeiterstudenten (Rabfak) haben ein Stipendium.

Der deutsche Staat unterhält 44 Hochschulen, darunter 10 Technische Hochschulen. Die Sowjetunion finanziert 1112 Hochschulen, darunter 976 Technische Hochschulen\*.

---

\* Diese Zahlen betreffen das Jahr 1927/28. Sie sind heute schon wieder zum Teil überholt, besonders der Prozentsatz der Arbeiterstudenten.

Die SPD zu den sozialpolitischen und kulturellen Anträgen der Kommunisten: „Die Gemeinden haben für diese Agitationsanträge kein Geld übrig!“ Im Preußischen Landtag bewilligte die SPD im Etat 1929:

Für die Kirche 83,5 Millionen Mark.

Zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit 600.000 Mark.

Die Sklarek-Korruption kostet Berlin etwa 300 Millionen Mark.

Hinrichtungen finden nicht mehr öffentlich statt ...

Das gesamte Wohlfahrts- und Fürsorgewesen existierte früher unter der Bezeichnung Armenfürsorge. Den Namen hat die „Revolution“ beseitigt, aber nicht die privaten christlichen und vaterländischen Vereine, die im alten Almosengeist nach wie vor die Fürsorge ausüben. In jedem Jahr bewilligt die SPD in allen Parlamenten für diesen volksfeindlichen, reaktionären Beeinflussungsapparat ungeheure Summen. 70 Prozent aller Unterhaltungskosten, Gehälter usw. werden außer jährlichen Sonderzuschußbeträgen von den Gemeinden an die privaten Verbände gezahlt.

Die Gemeinden sind – wir, du und alle Lohn- und Gehaltsempfänger, das werktätige Volk, das seine Klassenfeinde bezahlt, damit sie einen Propagandaapparat gegen uns haben. Das ist der Kern der „Kulturpolitik“.

In Berlin gibt es rund 500.000 kleinste Kinder, aber nur ganze 20 Krippen, von denen die Stadt Berlin nur 3 im Besitz hat! Die anderen: Evangelischer Frauenbund, Rotes Kreuz, Cäcilienstiftungen usw. Private „Wohlfahrt“.

Die Kunstpflege besteht vorwiegend in der Renovierung alter Hohenzollern- und Kriegerdenkmäler. Als die Stadt Berlin im Frühjahr 1929 die Skulptur eines „Kumpels“ von dem Bildhauer Tichauer kaufte und in einem Berliner Arbeiterbezirk aufstellen wollte, scheiterte das Projekt an der Weigerung des sozialdemokratischen Bezirksbürgermeisters Mielitz! Einem Berliner Arbeiterchor wurde nach seiner Beteiligung an einer antifaschistischen Kundgebung die Unterstützung vom Etat durch die SPD gestrichen. Die bürgerlich-faschistischen Sportverbände erhalten jährlich enorme Zuschüsse, während die [22:] Arbeitersportbewegung, soweit sie nicht unter dem Parteibefehl der SPD steht, z. B. in Berlin noch nicht einen Pfennig erhalten hat ...

\*

Was ist zu tun?

Vor allem nachzuholen, was versäumt wurde. Wir haben noch nicht genügend Material gesammelt und bekanntgemacht, das den ursächlichen Zusammenhang zwischen der volksfeindlichen Kulturpolitik der Kommunen und dem kulturellen Tiefstand der breiten Arbeiterschichten zeigt. Obwohl wir sehr gut wissen, daß ihre Beseitigung eine politische Machtfrage ist, müssen wir das kulturpolitische Material mehr als politisches Argument gebrauchen können. Der Kampf gegen die Kulturreaktion darf nicht auf einen kleinen Kreis Interessierter oder Desinteressierter beschränkt bleiben, die sich damit begnügen, in periodischen Abständen ihren Namen unter irgendeinen Protest zu schreiben. Der Kampf um die kulturpolitischen Forderungen des Proletariats muß auch von den proletarischen Schriftstellern und Künstlern über den Rahmen von „Berufsfragen“ hinaus geführt werden, weil er ein Teil des Klassenkampfes ist. Die bevorstehende Kampagne zur Kommunalwahl gibt uns wieder einmal Gelegenheit zur praktischen Mitarbeit auch auf literarischem Gebiete. Das ist eine politische Aufgabe. Und dazu sind wir da.

\*

**ZEITUNG DER NAMENLOSEN REDAKTEURE**

**EIN BETRIEBSARBEITER**

Da bringt mir also neulich mein Freund, der Straßenbahner, eine Zeitung mit, die ihm sein Chef, die Berliner Verkehrs-A.-G., in die Hand gedrückt hat. Was sagte ich: eine Zeitung? Nein: eine Zeitschrift, ein kostbar ausgestattetes Magazin mit Kunstdrucken und Vignetten, in dem sich werksfriedliche Schleimer gegen Honorar und Belegexemplare ausgebreitet haben. Ueber die Sicherheit des Verkehrs werden da ebenso schöne Dinge gesagt wie über die billige Herstellung von Kleidern für

solche, die sie nicht mit 80 Prozent von Sklareks beziehen. Ein amtlich zugelassener Lyriker äußert sich anerkennend über die Schönheit des Herbstes. Es ist alles da, was so ein müder Straßenbahnführer braucht.

Ein böswilliges Berliner Boulevardblatt rechnete uns einmal vor, daß man das Blatt mit dem gleichen Inhalt auch billiger herstellen könnte. Man verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß für das gleiche Geld ein Kinderheim für die Sprößlinge der Verkehrsarbeiter gebaut werden könne. Reuter-Friesland, der sozialdemokratische Dezernent, wird das ebensowenig zulassen wie sein Parteifreund, der Verkehrsdirektor Brolat (72.000 Mark Jahreseinkommen), der in Sachen Sklarek zuerst den Rahm abschöpfte und dann sein Fett wegbekam.

Wir haben einen anderen Vorschlag: das Geld der Werkszeitung würde reichen, um die gesamten von der Berliner Opposition herausgegebenen Betriebszeitungen zu finanzieren. Was das ist? Fragt einmal die Arbeiter in den Betrieben! Da wird ihnen vor dem Tor ein wenig billiges Papier – beileibe kein Kunstdruck – überreicht, auf dem die Verhältnisse in ihrem Betrieb ganz gehörig unter die Lupe genommen werden. Die Idee dazu stammt, wie gewöhnlich bei solchen „Zersetzungserscheinungen“, von den alten russischen Revolutionären, die zuerst im Jahre 1902 mit einer Betriebszeitung in eine begrenzte Öffentlichkeit traten. Die neue Waffe wurde von den Petersburger Arbeitern begeistert begrüßt. Man wandte sie an vielen Stellen an. Doch dann geriet sie in Vergessenheit – bis sie während des Krieges wieder hervorgeholt wurde.

Deutschlands erste Betriebszeitung war der „Leunaprolet“. Es ist heute die größte. Du kannst sie in den Orten tief in Mitteldeutschland fast an jedem Kiosk kaufen. Sie braucht sich vor anderen Zeitschriften nicht zu verstecken: sie erscheint in Rotationsdruck mit schönen Bildern und sogar – mit Inseraten. Sie kostet einen Groschen und finanziert sich selbst.

[23:] 1923 erschien dann „Die Bombe“, die Zeitung einer Leipziger Jutespinnerei, herausgegeben von Jungarbeitern. Und 1924 ging ein wahrer Hagel solcher Geschosse auf die unvorbereiteten Unternehmer nieder. Vor dem Fabriktor erschienen ein paar Arbeitslose mit schweren Säcken voll billig hergestellter Zeitungen, in denen man für die Forderungen der Belegschaft eintrat. Lohnkämpfe wurden angefacht, Antreiber wurden angeprangert, eine primitive Karikatur fand die freudige Zustimmung der Arbeiter.

Nach den ersten zwei, drei Nummern wurde schon gefragt: Wann kommt die nächste „Bazille“, der nächste „AEG.-Prolet“? Die „Redakteure“, die neben ihrer Arbeitskraft – wie oft saßen sie bis in die tiefe Nacht beim Schreiben und „Drucken“ ihrer Zeitschrift! – auch Geld in die Sache gesteckt hatten, schrieben stolz aufs Titelblatt: Preis 5 Pfennig. Das war nicht zu teuer und deckte gerade die Kosten. Agitation, die sich bezahlt macht.

Die Betriebszeitungen wuchsen wie Pilze aus der Erde. Zwei Arbeiter kamen zusammen. Sie besprachen sich über die Ereignisse in ihrem Betrieb. Es entstand eine Arbeiterkorrespondenz an die Tagespresse. Aber die kam zu wenig in den Betrieb, sie erfaßte nicht jeden Kollegen. Da setzte man sich hin, schrieb einen zweiten und dritten Artikel, machte noch eine Glosse über Meister Müller und eine über Direktor Schulze. Dann suchte man sich eine Genossin Stenotypistin und spannte sie zum Schreiben ein. Denn mit der Hand wäre die Sache nicht leserlich. Dann stellte sich einer hin und drehte den Vervielfältigungsapparat geduldig Stunde um Stunde, bis die 100 oder 200 oder 500 Exemplare der ersten Seite fertig waren. Am nächsten Abend kam die zweite an die Reihe. Und so ging es weiter. Inzwischen saß schon einer da und heftete die Seiten aneinander.

So war es auch in einer großen Wäschefabrik. Da hatte man erfahren, daß trotz Brandgefahr der Notausgang mit Schränken verstellt war. Das mußte natürlich angeprangert werden. Kaum war die Zeitung erschienen, hatte sie auch schon der Chef. Kaum hatte er sie, da waren die Schränke auch schon weggeräumt. Monatelang hatte man es vergeblich verlangt; jetzt ging es ganz plötzlich. Ergebnis: aus dem Kreise der indifferenten Kolleginnen ging ein Brief mit einer weiteren Klage an die rote Tageszeitung. Der Beitrag erschien; die Wirkung war frappant. Die nächste Betriebszeitung konnte nun schon mit drei Arbeiterkorrespondenzen aufwarten. Und jetzt ist sie längst in die Reihe derer

aufgerückt, die den stolzen Vermerk „Preis 5 Pfennig“ tragen, und nach denen die Belegschaft fragt. Sie wird nun längst innerhalb des Betriebes ausgegeben, und kein Chef hat bisher ihre Wurzel gefunden.

Ihr fragt jetzt, warum man sich nicht mit der Tagespresse begnügen kann, warum die Arbeiterkorrespondenzen nicht ausreichen sollen. Ja, mit der revolutionären Arbeit ist das eine heikle Sache. Sie erfordert ganz eigenartige Methoden. Sie ist größtenteils auf die Betriebszellen gestellt. Hier wurzelt der zukünftige Sieg des Proletariats. Man muß den Arbeitsnachbarn bei dem fassen, was ihn interessiert. Die allgemeinen Tagesereignisse kann er zur Not in der Generalanzeigerpresse finden; sein Betrieb ist dort nicht abgemalt. Daß die Unternehmer nun auch ihre wirtschaftsdemokratischen Zeitschriften in die Masse bringen, beweist am besten, daß sie die Notwendigkeit erfaßt haben, mit ihrem süßen Gift alle Arbeiter zu erreichen. Sie wenden sich auch an die Frauen und Kinder der Belegschaft. Und da haben wir wieder etwas von ihnen gelernt. Gerade in letzter Zeit bringen die revolutionären Betriebszeitungen Feuilletons, ganz allgemeine Unterhaltungslektüre, die auch bei der Frau das Interesse an den Nöten des Mannes wecken soll. Und der „Agfa-Prolet“ ist jetzt noch einen Schritt weiter gegangen: er bringt glänzend geschriebene Frauenseiten. Dort wird den um den Haushalt besorgten Frauen der Agfa-Arbeiter einmal deutlich auseinanderposamentiert, warum ihr Mann zwar immer mit dem gleichen Lohn nach Hause kommt, warum sie aber für dasselbe Geld immer weniger kaufen kann. Und das Rezept, wie man diesen Zustand beenden kann, ist gleich beigegeben.

Das sind unsere Betriebszeitungen. Und ganz ähnlich werden die Häuserblockzeitungen gemacht, die zu allen jenen sprechen sollen, die noch nicht [24:] durch Betriebszeitungen erfaßt werden. An Mieter- und Konsumentenfragen wird dort die Mißwirtschaft des Kapitalismus erklärt.

So hat sich schnell ein dichtes Netz von illegalen Zeitungen über ganz Deutschland gezogen. Es muß noch viel dichter werden. Denn hier haben wir eine Waffe in der Hand, mit der wir der herrschenden Klasse schwere Wunden schlagen können.

Und wer hat es geschafft? Waren Literaten am Werk? Haben Redakteure gearbeitet? Nein. Spontan heraus aus der Agitation im Betriebe haben sich Arbeiter zu einer literarischen Leistung aufgeschwungen. Sie konnten plötzlich schreiben, weil es notwendig war, weil die Betriebszeitungen ein Bedürfnis sind, das ganz einfach befriedigt werden mußte.

Die Wirkung gibt den „Schriftstellern“ und „Redakteuren“ aus dem Betrieb recht. Die Berliner Lorenz-Werke z. B. erfreuen sich einer äußerst lebendigen und immer aktuellen Betriebszeitung. Sie rollte die Lohnfrage auf, bewies, daß Erhöhungen durchgesetzt werden könnten, wenn die Belegschaft einmütig dafür einträte. Darauf meuterte die Stanzeri. Ihr Streik war erfolgreich. Da war die Belegschaft mächtig stolz auf ihre Betriebszeitung und sie fühlten ihre Kräfte schwellen. Und als dann am 30. September zum politischen Massenstreik aufgefordert wurde, da gingen 60 Prozent der Belegschaft auf die Straße und demonstrierten mit unter roten Fahnen. Solcher Beispiele könnten wir Dutzende anführen.

Aber nicht nur die Gegenwart zeigt uns die Bedeutung der Betriebszeitungen im politischen Kampf. Viel wichtiger sind sie für die Zukunft, für die vielleicht illegale Zukunft der revolutionären Arbeit. Im Betrieb liegt die Wurzel. In den Betrieben, in denen unsere Ideen noch nicht wurzeln, müssen wir den Samen legen. Wir müssen rechtzeitig anfangen, das heißt: wir müssen sofort anfangen. Die Betriebszeitungen sind das Bindeglied. Sie sind das Organ der illegalen revolutionären Propaganda. Und darin liegt ihre tiefste Wichtigkeit.

\*

## **DIE NEUE FRAU IN DER LITERATUR ZU OLBRACHTS „ANNA“\***

**O. BIHA**

In der bürgerlichen Literatur tritt die Frau fast ausschließlich als Sexualtyp in Erscheinung. Zergliederung der Konfliktstoffe von Geschlecht zu Geschlecht sind der dramatische Mittelpunkt. Das in

---

\* Anna, der Roman einer Arbeiterin. Im Internationalen Arbeiterverlag, Berlin 1929.

den Urgrund des Ich eindringende, enthüllende Bekenntnis subjektiver Leidenschaften, privater Probleme und erotischer Entgleisungen.

Vielerlei Frauenschicksale: dunkel leidensvolle, abenteuerlich fantastische, sehnsüchtig zarte – aber immer Variationen des Mutter- und Geliebtentypus.

Die Wirklichkeit jedoch hält sich nicht an die Vorschriften der Kunst. Der literarisch nicht vorhandene Typ der Frau, für die das Geschlechtsproblem keineswegs mehr der beherrschende Inhalt des Lebens ist, steht inmitten unserer Wirklichkeit, in den Fabriken, in den Büros, in den Werkstätten, Sie lenkt Traktoren und experimentiert in Laboratorien, hält Referate in der Parteizelle, gebärt Kinder und schmachtet in den Kerkern der Reaktion. Und damit mußte sich schließlich auch die Literatur befreunden. Langsam, nur schrittweise entstehen die literarischen Konturen dieser neuen Art Mensch. Tastend und unsicher werden die Linien eines neuen Frauentypus umrissen.

Es wäre eine große literatur-kritische Studie nötig, um auf die einzelnen Stadien dieser Entwicklung einzugehen. Es beginnt bei jenem reformistischen Kompromißrezept Marguerittes, dessen „Garçonne“ nach mannigfachen Fährnissen im Kampf um Gleichberechtigung – natürlich vor allem um sexuelle – dennoch schließlich im allein seligmachenden Hafen der bürgerlichen Ehe landet. Von jenen meisterhaft gezeichneten Frauentypen Sinclair Lewis' in [25:] „Erwerb“ und „Hauptstraße“, wo Una Golden aus der zwangsläufigen Proletarisierung und der sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau zur bequemerer Lebenszelle der kapitalistischen Ordnung, der Familie zurückstrebt. Wo Carola Kennicott, jener weibliche Babitt, mit dem in ihrer Ehe unverbrauchten Tatendrang, mit ihrer sentimental Reklameseele soziale Illusionen nährt, wie sie in den Frauenvereinen und Wohltätigkeitsorganisationen der Welt kursieren. Bis zu jenen Frauen, die nicht nur und vor allem nach persönlichem „Glück“ trachten und „Liebe“ suchen, sondern die sich von einer Idee durch das Leben leiten lassen und produktive soziale Arbeit leisten.

Eine solche Frau zeichnet Madeleine Marx in ihrem Buch „Weib“. Aber immer noch haben die Jahrtausende alten Ueberlebtheiten, die geistige Beschwerung durch Tradition auch hier den Typ einer Frau erhalten, die, trotz ihrer Teilnahme und Wirksamkeit innerhalb der sozialen Gemeinschaft, belastet ist mit der Gefühlsschwere und geistigen Passivität, die sie zur selbstlosen Gefährtin, aber nicht zum selbstbewußten Mitkämpfer am Werke der Zukunft macht.

In Dos Passos' „Manhattan“ ist die Journalistin Elaine Oglethorpe immerhin zielklarer. Aber auch hier, wie bei Anna Meyenberg und Marietta Schaginian, ist es schließlich immer noch die Bourgeoisfrau, die sich emanzipiert, zu neuen Lebensinhalten und neuen Ausblicken durchkämpft, die sogar zu subjektiv revolutionärer Entwicklung gelangen kann (z. B. bei Schaginian), die aber dennoch in den Grundzügen ihres Wesens eine einzelne Variation der bürgerlich-intellektuellen Frau bleibt.

Der proletarisch-revolutionäre, wirklich neue Frauentyp ist ein anderer. Alexandra Kollontai hat versucht, die Züge dieser neuen Frau zu zeichnen. Aber auch für sie sind immer noch die Wege des neuen Menschen, vor allem „Wege der Liebe“. Wirklichkeitsnäher, lebendiger ist Seifullinas „Wirinijea“, der neue Typ der Bäuerinnen, der zum Denken, zur Selbständigkeit, zum Selbstbewußtsein erweckte Massentyp der primitiven, urgesunden, elementaren Pionierin. Jener Typ, der in den Dorfsowjets kämpft, der in den Kooperativen schafft, der am Aufbau mithilft. Noch vollkommener ist die Dascha in Gladkows „Zement“. Die neue, proletarische Revolutionärin. Die ebenbürtige Kämpferin am Aufbauwerk des Sozialismus. Der Kamerad des Arbeiters. Der unermüdliche, aufopfernde Parteikämpfer. Die namenlose Frau im Millionenheer der Revolution. Aber auch die Führerin in Komitees, in der Wirtschaftsfront – die rote Direktorin.

Nun liegt ein neues Buch vor uns, das ein proletarisches Frauenschicksal zeichnet. Ein eigentümliches, ein wichtiges Buch. „Anna“, der Roman einer Arbeiterin, von Ivan Olbracht. Es ist klar: große und bleibende Werke sind nicht vor allem Angelegenheit der Form, sondern des Inhalts, jenes sachlichen Inhalts, der die Probleme des Alltags zum Ausdruck bringt. Die vitalen Lebensinteressen beflügeln wirkliche Poesie. Und dieses Buch versteht es, in tiefer künstlerischer Gestaltung den revolutionären Inhalt zu verwirklichen.

Der kleine unscheinbare Alltag! Die kümmerliche Not und das schamhafte Leid des Schicksals einer Magd, tastet sich aus dem Buch an unser Gewissen heran. Dieses Dunkle, Fremde, Schicksalhafte wird zurückgedrängt von der Kraft des Kollektivs. Das einsame Dienstmädchen wird zur Genossin, zum Glied in der Front der Arbeiterklasse.

In diesem ersten Teil erinnert Anna an Baillons „Marie“, das zarte und wahrhaftige Schicksalsbuch eines Landmädchens. Aber im zweiten Teil ist Olbrachts Buch konsequenter. Langsam werden die großen unabänderlich tragischen Gesetze des schweren Arbeiterdaseins zu einer vergänglichen, von Menschen abhängigen Ordnung. Und Anna selbst entwickelt sich vom zaghaften Mädchen, von der Geliebten und Mutter zur Revolutionärin.

Olbracht wollte Anna nicht zur Heldin machen. Nur zum dramatischen Mittelpunkt, um den er die Probleme des Kollektivs gruppiert. Sie sollte nur ein Atom des gigantischen Mechanismus der Klasse sein. Ein Schicksalsatom der Masse, das unter dem Reflektor des Dichters in seinen ursächlichsten Zusammenhängen analysiert wird.

[26:] Und dennoch gelingt Olbracht das nur teilweise. Zwar gestaltet er die Partei, ihre Kämpfe, Siege und Niederlagen, das Kollektiv der Fabrik, der Versammlungen, Straßen und Demonstrationen. Dennoch taucht das individuelle Schicksal nicht unter im Kollektiv, wird nicht eins mit der Gesamtheit. Jene Anna, die den Geliebten, das Kind und die Hoffnungen ihres winzigen Glückes vergessen hat und nur noch Genossin ist, im Gleichschritt mit der kämpfenden Masse des tschechischen Proletariats, gehorcht mehr einem Wunschtraum des Dichters, als einer dramatisch-logischen Entwicklung.

Vor Jahren schon hat Müller-Glösa das Porträt eines Arbeitermädchels zu zeichnen versucht. Aber es war verzeichnet. Es war der billige, ins Proletarische übersetzte Klischeeroman verlogenen Gefühls und falscher Perspektive. Ein Roman ohne künstlerischen Ehrgeiz und soziale Wirksamkeit.

Demgegenüber ist Olbrachts Buch, das fast die gleichen Probleme behandelt, durch ideologische und künstlerische Gestaltungskraft eine wichtige Neuerscheinung innerhalb der proletarisch-revolutionären Literatur. seinen großen Zügen wahrhaftiges, von proletarischer Ein in Liebe beseeltes ergreifendes Schicksalsbuch einer Arbeiterfrau.

Nicht aber der neuen revolutionären Arbeiterin an sich.

Ihr Weg wird heute nicht bedingt durch hingebungsvolle Gefolgschaft dem Geliebten und die Zufälligkeit seines politischen Bekenntnisses. Der Weg der neuen Frau, der revolutionären Arbeiterin führt durch den wirtschaftlichen Kampf, die soziale Unterdrückung und politische Erkenntnis ihres eigenen Lebens zur Idee und zum Kampf ihrer Klasse.

\*

## **GLOSSEN    MITTEILUNGEN    BERICHTE**

---

---

### **HEINZ POL: ENTWEDER – ODER (Ein politischer Roman; Verlag Schünemann, Bremen)**

Heinz Pol kennt sich hinter den Kulissen der bürgerlichen Gesellschaft aus. Er weiß, daß ihr Hauptproblem die Kommunistische Partei ist. Er kennt sich schon aus, wenn er zum Helden seines Romans Edwin Sander wählt, der „durchaus der Tenor der Partei“ ist. Dieser Heldentenor ist Mitglied der Zentrale und des Reichstags, womit Heinz Pol die Gelegenheit findet, zu beweisen, daß er sich im Parteihaus der Kommunisten nicht minder auskennt als im Reichstag. Edwin Sander verfügt über viel freie Zeit, so viel, daß er die höchsten Schichten der Bourgeoisie, Minister und Millionäre, in ihren Heimen „studieren“ kann. Dabei hat er seine Gedanken. Gedanke Nr. 1, beim Betreten einer Dahlemer Villa, lautet nach H. P., der sich auskennt: „Wenn man jetzt zwei Bomben in den Salon werfen würde, hätte man zu fünfzig Prozent die Revolution gewonnen!“ Bravo! Ein echt bolschewistischer Gedanke! Anscheinend hat aber Moskau keine Ahnung vom richtigen Bolschewismus, denn Edwin Sander wird von H. P. als ein Führer geschildert, der „die (kommunistische) Partei gegen die geistige Abhängigkeit von Moskau von innen heraus revolutionieren will“. Zu diesem Wollen ist Edwin San-

der, der dem Proletariat entstammt, durch gründliche Studien gelangt. „Systematisch begann er mit Marx, Engels, Mehring, Bebel, Liebknecht, Luxemburg; es folgten ... (ja, bitte, es folgten!) ... Lenin, Kautsky, Lassalle, Krapotkin, Bakunin, Jaurès, Proudhon, Fourier, St.-Simon ... Dann ging er bis auf die Quellen zurück und las Thomas Morus, Bacon, Campanella, Adam Smith, Rodbertus, Montesquieu, Spinoza, Hegel.“ Dem Teufelskerl Edwin Sander genügt aber auch soviel Bücherweisheit nicht. „Zuletzt ... (ich schwöre: zuletzt!) ... stürzte er sich auf Nietzsche, Voltaire, Rousseau, Montaigne, Swift, Goethe, Dostojewski, Tolstoi, Zola, Lessing, Kant, Schopenhauer, Ranke, Feuerbach, Mommsen, Sombart, Spengler, Ford, Sinclair. Das war Rüstzeug genug!“ Mit diesem Zeug (bzw. „Rüst-[27:]zeug“) bewaffnet, auch von der Reihenfolge der Autoren nicht verwirrt, sieht Edwin Sander seine eigene Partei mit nüchternen Augen. Er sieht, daß bei ihr „der bei weitem größere Teil der Führer heilfroh ist, die fertigen Rezepte für alle Schritte und Unternehmungen frisch von der Stange aus der russischen Botschaft zu beziehen“. Wie man sieht, kennt sich H. P. in der russischen Botschaft ebenfalls aus. Die Nieren und die Gehirnwindungen der leitenden Kommunisten liegen ohne Geheimnisse vor ihm. Edwin Sander, der moderne Marxist, sagt bei ihm: „Marxismus? Was ist das für ein leeres Gerede? Kein Arbeiter weiß mehr etwas mit dieser Phrase anzufangen. Es ist überhaupt unmöglich, heute noch im Namen des Marxismus eine Aktion, geschweige eine ganze Revolution machen zu wollen. Selbst in Rußland spricht kein Mensch mehr davon.“ Ist es nicht schön, daß H. P. sich auch in Rußland auskennt? Sein Sichauskennen in der deutschen Parteiarbeit ist verblüffend! Edwin Sander, ein genialer Kopf, erfindet die Zellen auf dem platten Lande! Es ist angenehm, zu erfahren, daß ein gewisser Engelbert im Parteihaus „Vorstand der Sektion für das kommunistische Kunstwesen“ ist. Weniger angenehm, daß „ein Dutzend erprobter Vertrauensmänner unter den Asylisten in der Fröbelstraße werben“. Und infolgedessen „spuckt fast jeden Morgen die hohe Gittertür ein paar Dutzend neugebackene Parteikommunisten auf die Straße“.

Edwin Sander ist ein Mann, dem alle Frauenherzen ohne weiteres zufliegen. Die erste „höhere“ Frau, die ihn lieb gewinnt, ist eine Schauspielerin. Auf dem Sofa der dürftigen Untermietestube Erwin Sanders zur opferfreudigen Bolschewistin geknetet, fährt sie nach Rußland. Sander, der in Berlin bleibt und infolge seiner immer emsiger werdenden Parteitätigkeit immer mehr Muße hat, rettet das Leben der Tochter eines Großindustriellen. Sie fährt Auto, verliert einmal die Herrschaft, fährt in eine wimmelnde Masse hinein. Die will sie lynchen. Edwin Sander beschwichtigt die Wilden. Es entspinnt sich ein Liebespiel mit ihr, was fast selbstverständlich ist, da sie Bergande heißt. An dieser Leidenschaft und an seinen Parteireformen, denen die blöden Feldweibel in der Zentrale oben und die rohen Massen unten unverständlich gegenüberstehen, muß Edwin Sander scheitern. Das ist eben das Tragische. Gerade am Tage, wo er aus der Partei teils austritt, teils ausgetreten wird, soll er in einer Wahlversammlung referieren. Die nach Bier und Kognak riechenden Parteimitglieder aber – H. P. kennt sich aus – schmeißen ihn als Verräter zur Tür hinaus, und zwar mit einer Wucht, daß er sich das Genick bricht. Kein Spaß, so geschieht es im Roman.

Das Werk H. Ps. ist 280 Seiten stark und damit bedeutend stärker als z. B. Werthers Leiden von Goethe und andere Meisterwerke der Weltliteratur. Motorradfahrer werden fragen, wieviel HPs das alles zustande brachten? Nun: ein einziger H. P. genügte dazu! A. G.

\*

## TRAINING ZUM NAHKAMPF

„Der Weltkrieg hat die Frage, ob es bei der heutigen Wirkung der Schußwaffe überhaupt noch zum Bajonettkampf kommt, endgültig entschieden: in jeder großen Schlacht, fast bei jedem schweren Ringen, ist es, oft in großem Umfang zum Nahkampf gekommen, und dabei gebrauchte man nicht nur das Bajonett, sondern bald auch Messer, Dolch, Spaten, ja man würgte mit den Händen, biß, boxte und trat.“ So ein Duell gilt in der langdauernden Debatte über die Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Nahkampfes im offiziösen „Militärwochenblatt“ als Musterbeispiel des imperialistischen Mordens zwischen Mann und Mann.

Es ist natürlich das Ideal der Herren Generalstabsoffiziere von jeher: den gemeinen Soldaten in die tobende Schlacht zu schicken, ihn von einem „Feind“ unter vier Augen erstechen zu lassen, und selbst

dort zu bleiben, wohin keine Kugel reicht. Machen sie sich selbst etwas vor, wenn sie die herrliche Zeit der Stahlbadekur wieder herbeisehnen? Das Giftgas wird auch sie erreichen.

Ins Exerzierreglement schreiben sie folgende schöne Sätze: „Die Ueber-[28:]legenheit des deutschen Soldaten im Kampf, mit der Schußwaffe sowohl wie Mann gegen Mann, muß auch für die Zukunft gesichert bleiben. Sie wird durch volle Entwicklung der geistigen und sittlichen Kräfte erreicht.“ Geistig: Indem man die Schwäche des Gegners schnell erkennt und ausnutzt, was nicht gerade als sittlich anzusprechen ist. Sittlich: Indem man beim Kampf blind Mut und Kadavergehorsam einsetzt, was nicht gerade als geistig anzusprechen ist. Das kann „nur in nicht zu kurzer Dienstzeit durch Drill und Erziehung geschaffen werden“.

Seriöse Pensionempfänger der deutschen Republik befassen sich mit allen diesen Fragen im „Militärwochenblatt“. Doch verschweigen sie, gegen wen es im nächsten Nahkampf gehen wird, was schließlich nicht unwichtig ist. Und Nahkampf heißt heute: Straßenkampf!

Auch von zarteren Dingen als der rauhen Kriegskunst haben die ernstesten Männer der Tat eine Ahnung. Bis in die blumigen Gefilde der Literatur sind sie vorgedrungen, ohne sich an ihrem greisen Feldmarschall ein Beispiel zu nehmen, der sich bekanntlich rühmt, nie ein Buch gelesen zu haben außer dem – Exerzierreglement. Und das war schon während seiner Kadettenzeit. Mittlerweile dürfte er das Lesen ganz verlernt haben.

Wie gesagt: die militärischen Wochenschriftsteller beherrschen die Kunst des Lesens. Und sie wenden ihre Kenntnisse an zu Nutz und Frommen der Erforschung der Weltgeschichte. Sie sind sogar objektiv dabei, so objektiv, daß sich selbst Wilhelm der Entflohene einen Seitenhieb gefallen lassen muß. In einer Zeitschriftenschau wird das in Paris erscheinende Organ der russischen Weißgardisten unter die Lupe genommen. Da hört man denn, daß Wilhelm der Kriegsschuldner ist, er *persönlich*. Es wird sogar bewiesen, und zwar durch Emil Ludwigs hoch aufgelegtes Buch „Juli 14“.

Aber die Russen, die mit Ludwigs Hilfe das deutsche Kaisertum derartig schnöde verraten, um ihren toten Zaren reinzuwaschen, kriegen auch einen Streich dafür. Man weist ihnen nämlich nach, daß sie kein kriegerisches Geschlecht sind, und daß schon ihre Ahnen sträfliche Schlappeit an den Tag gelegt haben. Jetzt sitzen sie da wie die begossenen Pudel und jammern über die schlechte Zensur der Wochenblätter. Sie werden sich Mühe geben müssen, im Interventionskrieg gegen die Sowjetunion den verbündeten deutschen Imperialisten zu beweisen, daß sie auch tüchtige Nahkämpfer haben, die mit Spaten und Dolch, mit Boxen, Treten und Würgen ihren Mann stehen.

\*

## KONTROLLDIENSTMÄDCHEN

„Während ‚Hausgehilfen‘ die zur Arbeiterschaft gehörenden einfachen Hilfskräfte sind, bezeichnet das Wort ‚Hausangestellte‘ die gehobenen Arbeitnehmer, wie sie § 622 des BGB. im Auge hat.“ So heißt es im Entwurf eines Gesetzes über die Beschäftigung in der Hauswirtschaft im Untertitel „Sprachgebrauch“. Es gibt also einfache und gehobene Dienstboten, und das BGB. hat sie im Auge und wird sie in Zukunft noch schärfer in dasselbe fassen.

Denn § 3 des Entwurfs belehrt uns: „daß Hausgehilfen und Hausangestellte... die Arbeit nicht aufnehmen dürfen, wenn sie nicht einen mit Lichtbild und eigenhändiger Unterschrift versehenen behördlichen Ausweis besitzen ...“ Und der Kommentar ergänzt: „Die in den Händen der Stellensuchenden befindlichen Legitimationspapiere (polizeiliche An- und Abmeldungen, Zeugnisse, Versicherungskarten, standesamtliche Urkunden u. dgl.) haben in dieser Hinsicht nur beschränkten Wert.“ Man führt also ein genaues Dienstbuch ein, wie es früher die Prostituierten hatten.

Der Dienstherr hat nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten seinen Hausangestellten gegenüber. Denn 86 sagt: „Arbeitnehmern unter 18 Jahren kann der Arbeitgeber auch Anweisungen über das Verhalten außerhalb des Hauses erteilen; älteren Arbeitnehmern nur insoweit, als die Rücksicht auf die Ordnung des Haushalts ... es erfordert ...“ Die Ordnung wird es erfordern. Und weiter: „Arbeitnehmer unter 18 Jahren hat der Arbeitgeber zu gesundem und sittlichem Leben anzuhalten.“

§ 11 ist ein Muster geschickter Um-[29:]schreibung von Dingen, die man nicht gern beim Namen nennt: „Der Arbeitnehmer hat Anspruch auf Nachruhe, Ruhepausen und Freizeit. Die Nachruhe beträgt mindestens 9, für Arbeitnehmer unter 18 Jahren mindestens 10 Stunden ohne Unterbrechung. (Die Arbeitszeit ist also auf 15 Stunden gesetzlich festgelegt. D. Verf.) Sie darf nur in Ausnahmefällen gekürzt oder unterbrochen werden. (Wenn der Hausherr Besuch bekommt, so ist das ein Ausnahmefall. D. Verf.) ... Am Nachmittag eines Werktags in der Woche ist Freizeit von mindestens 4 Stunden und an jedem zweiten Sonntag Freizeit von 3 Uhr nachmittags ab zu gewähren. ... In Ausnahmefällen kann der Arbeitgeber eine Verlegung der Freizeit verlangen; diese ist dann möglichst binnen zwei Wochen zu gewähren ...“ Und im Kommentar heißt es dann: „Nicht aufgenommen ist die Forderung einzelner Hausgehilfenorganisationen, daß an solchen Tagen Anspruch auf den Hausschlüssel oder allgemeine freie Verfügung über den Abend besteht“, d. h. auf deutsch, daß die Freizeit keine Freizeit ist, sondern eine leere Geste des Gesetzgebers, denn Freizeit unterscheidet sich von Arbeitszeit dadurch, daß man mit ihr anfangen kann was man will.

§ 15 sieht vor: „Weibliche Arbeitnehmer sind berechtigt, die ihnen aus dem Arbeitsvertrage obliegende Arbeit zu verweigern, wenn sie durch ärztliches Zeugnis nachweisen, daß sie voraussichtlich binnen vier Wochen niederkommen. ... Wird für eine nicht unerhebliche Zeit die gesamte Arbeit verweigert, so kann der Arbeitgeber für diese Zeit Wohnung, Kost und anderes Entgelt versagen. Das gleiche Recht hat er von dem Zeitpunkt ab, in dem die Niederkunft binnen zwei Wochen zu erwarten ist, bis zum Ablauf von zwei Wochen nach der Niederkunft. ...“ Die Sozialdemokratie und ihre Koalitionsfreunde nennen das Mutterschutz. Weiter: „Sieht die Hausfrau ihrer Niederkunft entgegen, so darf der Arbeitnehmer von dem Zeitpunkt an, in dem die Niederkunft binnen vier Wochen zu erwarten ist, bis zum Ablauf von zwei Wochen nach der Niederkunft nur aus erheblichem Anlaß kündigen.“ Womit klar bewiesen ist, daß die zahlende Hausfrau auch nach dem Buchstaben des Gesetzes etwas anderes ist als die arbeitende Hausgehilfin.

\*

## **TERROR GEGEN ROTE STUDENTEN**

Als die kommunistischen Studenten Berlins – trotz Rektor und Senat, trotz der faschistischen Handlanger in der Studentenschaft am 1. Mai, eine rote Fahne voran, durch das Gebäude der Universität auf die Straße marschierten, verbot der oberste Vertreter des Kapitals an der Universität, der Rektor, die kommunistische Studentenorganisation. Der „Sozialistische Studentenbund“ in Dresden schlug an seinem Mitteilungsbrett ein Gedicht von Tucholsky an, der die nationale Studentenschaft ausgezeichnet charakterisierte. Das reizte die Studenten und ihre Professoren (derart, daß es ihnen genügte, daraufhin den nur allzu willigen Rektor zu veranlassen, den „Sozialistischen Studentenbund“ aufzulösen. Diese Organisation klassenbewußter Studenten, die an der Technischen Hochschule Dresdens als einzige die Interessen der Arbeiterschaft und die marxistische Weltanschauung vertritt, war der Hochschulleitung seit langem ein Dorn im Auge. Sie mußte verboten werden. Wenn aber irgendwo Terror einsetzt, dann darf die Münchener Universität nicht hintanstehen. Darum schickte man dort einen Teil der proletarischen Studenten gleich ins Gefängnis. Gründe dafür lassen sich im bürgerlichen Staat schon finden. Den übrigen hetzte man die Kriminalpolizei auf den Hals.

Währenddessen feiert in der neuen Aula der Berliner Universität das Mittelalter Auferstehung. Rektor und Senat halten im Ornat und Barett ihren Einzug. Eine Horde zerhackter Studentengesichter trampelt Beifall. Das Jahr ist um, eine alte Garnitur zieht ab, ein neuer Rektor übernimmt die Leitung dieser Stätte der Wissenschaft. Auch er wird es sich angelegen sein lassen, die roten Studenten zu terrorisieren. Er wird damit nicht hindern können, daß auch hier einmal Arbeitersöhne und -töchter [30:] einziehen, um sich für den Dienst am proletarischen Staate wissenschaftlich vorzubereiten. J. Dünner.

\*

## **PANAIT ISTRATIS GANG NACH CANOSSA**

Wieder ist einer jener Wortführer „europäischer Geistigkeit“ und der „über den Klassen stehenden Liebe“ zu Kreuze gekrochen. Einer aus der Reihe jener intellektuellen Schicht, die zwischen den

Fronten pendelt und das akrobatische Kunststück versteht, ihr Jammerteil an dem Besitz und Machtmonopol der Bourgeoisie als Kaufpreis für geistige Handlangerdienste entgegenzunehmen, gleichzeitig aber mit der Idee des Proletariats zu liebäugeln. (Denn man kann nie wissen – und es ist auf jeden Fall nützlich, ein Plus im Kontoauszug der künftigen Revolution zu haben).

Nun hat Istrati Farbe bekannt. Er hat all das, was in seinem Schaffen revolutionär und kämpferisch war, widerrufen. Er hat sich gegen das Proletariat entschieden und eingereiht zu den Feinden der Arbeiter- und Bauernrepublik. Mit den Sozialfaschisten und Weißgardisten gemeinsam prophezeit er den „Bankrott des Sozialismus“ und bekämpft den „roten Imperialismus der Sowjetunion“, die das wehrlose China überfällt, um ihm die zaristischen Konzessionen zu rauben.

So weit und rasch konnte Istrati den Wechsel seiner Gesinnung durchführen. Uns scheint, die Gesinnung dieser unabhängigen, linken Intellektuellen allzu oft in einem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnis zum Kaufpreis zu stehen, den man für sie bezahlt.

\*

### **PRIVATE ZENSUR**

Das „Buchhändler-Börsenblatt“ macht sich als Staat im Staate selbständig. Es hat schon – als erste Errungenschaft eines kapitalistischen Gemeinwesens – eine eigene Hauszensur. Zuerst hatte sie es auf Tucholsky abgesehen. Sein Buch „Deutschland, Deutschland über alles“ durfte – weil staatsgefährlich – in dem „neutralen“ Insertionsorgan des Buchhandels nicht angezeigt werden. Damit aber System in die Sache kommt, hat man gleich noch ein Inserat abgelehnt. Das Buch „Frauen in Not – § 218“ wurde ebenfalls nicht für würdig befunden, in der Inseratenplantage des „Börsenblatts“ zu figurieren. Es wird Leute geben, die sich auf diese Reklame hin erst recht das Buch kaufen werden.

\*

### **ANNI GEIGER-GOG: „HEINI JORMANN, DER LEBENSTAG EINES JUNGEN“. D. Gundert Verlag, Stuttgart 1929.**

Da schrieb vor vierzig oder fünfzig Jahren die österreichische Baronin und Gutsbesitzerin Marie von Ebner-Eschenbach einen Roman „Das Gemeindegeld“, die Tragödie eines Waisenjungen auf dem Dorf und seiner kleinen Schwester, die im Kloster stirbt, wahrhaftig keine bewußte Klassenkampfdichtung. Aber hier war mit starker, sicherer Hand die Wirklichkeit erbarmungslos geschildert.

Wie anders bei Anni Geiger-Gog: Rührseligkeit, hysterische Sentimentalität, tiefend von Pazifismus, und auch das Grausigste überzogen mit Er klebrigen Schicht von Zuckerguß.

Das Endergebnis: Der Fürsorgezögling, durch Leiden geläutert, wird als edler Mensch durch pädagogische Einsicht und reines Menschentum im luftleeren Raum eine bessere, idealere Welt gründen. Er stirbt leider vorher. Doch sein Erdenwallen hinterläßt eine leuchtende Spur von diesem Zuckerguß.

Nein, liebe Geiger-Gog, schade um so viel Gefühlsaufwand. Dies Buch wollen wir unserer Arbeiterjugend nicht in die Hand geben.

Wir brauchen Jugendbücher, die das Klassenbewußtsein wecken und den Kampfgeist stärken. B. L.

\*

Die staatliche Verlagsgesellschaft „Semlja i fabrika“ (Sif) in Moskau hat den Genossen Dr. Erich Müller, München, Georgenstraße 68, mit ihrer Vertretung und der Uebernahme des deutschen Lektorats beauftragt. Produktion: Belletristik, Reportage u. ä.

\*

### **ES IST WAS FAUL IM SCHUTZVERBAND DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER**

Auf der letzten Berliner Mitgliederversammlung brachte die *Opposition folgende Anträge ein, die mit Stimmenmehrheit angenommen wurden:*

„1. Die Berliner Ortsgruppe des SDS verlangt die Verlesung des Briefes ihres Vorsitzenden Herrn Kirstein an den Hauptvorstand des SDS.

2. Die Berliner Ortsgruppe des SDS fordert vom Hauptvorstand, daß Persönlichkeiten, wie Herr Müller-Jabusch, die an prominenter Stelle an Finanzinstituten beschäftigt sind, nicht verantwortliche Posten innerhalb des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller einnehmen dürfen. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller ist eine Arbeitnehmerorganisation. Diese Tatsache schließt aus, daß die Politik des SDS von Arbeitgebern und deren Funktionären bestimmt wird.

3. Die Berliner Ortsgruppe verlangt die Einsetzung einer Untersuchungskommission zum Zwecke der Klärung der undurchsichtigen Verhältnisse im SDS. Diese Untersuchungskommission wird auch zu untersuchen haben, inwieweit der Hauptvorstand verantwortlich zu machen ist für die katastrophale finanzielle Lage im SDS. Die Frage, ob die Bedingungen der Mitgliedschaft für Herrn Müller-Jabusch heute noch Geltung haben, muß von der Kommission beantwortet werden. Die Kommission muß sich völlige Klarheit schaffen über die geschäftlichen Unternehmungen des SDS, z. B. über die Künstlerkolonie. Die Kommission ist zusammenzusetzen aus Mitgliedern des SDS, die nicht dem Hauptvorstand und nicht einem Ortsvorstand angehören.“ Die Opposition soll sich allerdings nicht der Illusion hingeben, durch diese Anträge den Schutzverband umgestalten zu können. Umgestaltet – gründlich umgestaltet werden kann er erst nach der Machtergreifung durch das Proletariat. Wir stellen dem SDS deswegen die Organisation der proletarisch-revolutionären Schriftsteller entgegen.

\*

Der Landfahrer-Verlag, N 20, Prinzenallee 83, beginnt in Kürze mit der Herausgabe einer billigen 50-Pfennig-Bücherei. Zu Worte kommt Arbeiterliteratur (Erzählungen, Reportagen usw.). Als erstes Werk erschien. „Die Straße der Hosenmäntze“, zwei Novellen von George W. Pijet, einem jungen Arbeiterdichter. Weitere Werke folgen dann kurz hintereinander. Vorbestellungen dafür wolle man an den Verlag richten, ebenso Manuskriptsendungen im Umfange von 100 bis 120 Schreibmaschinenseiten, die für eine Veröffentlichung in Frage kommen.

\*

*Association revolutionärer bildender Künstler Deutschlands.*

Anfragen sind zu richten an die Adresse von

Max Keilson, Berlin NO 55,  
Zelterstr. 58a.

In einer Anzahl von Zuschriften wird angefragt, welche Künstler Mitglieder der ARBKD werden können. Wir teilen mit, daß sämtliche berufsmäßigen bildenden Künstler, also Maler, Zeichner, Bildhauer, Architekten, Kunstgewerbler aufgenommen werden, die revolutionär gesinnt sind. Ebenfalls nehmen wir in unsere Studierendengruppe alle an Akademien und Kunstgewerbeschulen arbeitenden Schüler auf.

Berlin: Am 19. Oktober fand eine Mitgliederversammlung statt, über deren Verlauf wir alle anderen Gruppen genau orientieren werden. Wir fordern alle Berliner Mitglieder, die keine Einladung zu der Versammlung bekommen haben, auf, sich bei der obigen Adresse zu melden.

Wir fordern nochmals alle auswärtigen Mitglieder auf, Organisationsnotizen einzuschicken, damit wir sie in der „Linkskurve“ veröffentlichen können.

---

**ACHTUNG!**

Alle Manuskripte und Zuschriften an den Bund und die „Linkskurve“ sind bis zur Eintragung des Bundes ins Vereinsregister nur an Ludwig Renn, Charlottenburg 4, Mommsenstraße 51, zu richten.

[32:]

## **BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER**

---

---

### SCHRIFTSTELLER

Sekretariat: Berlin-Charlottenburg 4, Mommsenstr. 51, Gartenhaus I. Sprechzeit: Nur Dienstags 11-13, Freitags 11-13 und 16-19 Uhr. Telephon: J 1 Bismarck 3305. Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 503 59.

### BERLIN

Montag, den 4.11.: Arbeitsgemeinschaft, Lyrik.

Montag, den 11.11.: Arbeitsgemeinschaften, Kurzgeschichte und Reportage, Diskussionsabend. Nichtmitglieder des Bundes 20 Pf. Unkostenbeitrag.

Donnerstag, den 21.11.: Mitgliederversammlung. (Ausweis erforderl.)

Mittwoch, den 27.11.: Diskussionsabend über Theaterfragen. Nichtmitglieder des Bundes 20 Pf. Unkostenbeitrag.

Die Veranstaltungen finden im Lokal „Zur Sonnenuhr“, Am Oberbaum 3, statt. (Hochbahn Osthafen.) Beginn 20 Uhr.

Freitag, den 29.11., 20 Uhr, Vortragsabend: „Jüngste proletarische Dichtung“ in der Sophienschule, Weinmeisterstr. 16/17. – Eintritt 50 Pf. Mitglieder proletarischer Organisationen 30 Pf. Erwerbslose gegen Ausweis 10 Pf.

Im Winterhalbjahr 1929/30 werden vom Bund folgende Veranstaltungen organisiert:

Die Literatur in der Sowjetunion.

Propagandaabend der Berliner Arbeitertheatergruppen.

Das rote Lachen. (Weinert und Slang sprechen.)

Verbotene Literatur.

Interessenten, die zur Bildung einer Ortsgruppe bereit sind, sollen ihre Adressen mitteilen in

Bremen an A. Schilling, Am Wall 69

Breslau an Alfred M. Rother, Breslau 16, Leerbeutelstr. 1

Dresden an Werner Dittrich, Dresden-A., Strehleener Str. 2/I

Hamburg an Arnold Prigge, Hamburg 13, Laufgraben 27.

### BERLIN

Auf Einladung des „Bundes prol.-revolutionärer Schriftsteller“ sprach der bekannte russische Regisseur S. M. Eisenstein in einer Versammlung über den russischen Film. In der Diskussion ergriffen u. a. Egon Erwin Kisch, Berta Lask und Peter Maslowski das Wort. Die Veranstaltung war trotz der ungenügenden Vorbereitung gut besucht. (Nächste Veranstaltungen siehe oben.)

Hamburg: In Anwesenheit von zwei Mitgliedern des Hauptvorstandes fand eine Ortsgruppenversammlung des Bundes statt. Aus den Ausführungen der Berliner Genossen konnte Hamburg viele Anregungen für die praktische Arbeit entnehmen. Man beschloß, nach Berliner Muster Arbeitsgemeinschaften einzurichten und mit anderen proletarischen Kulturorganisationen gemeinsam zu arbeiten. Engste Fühlungnahme mit den Arbeiterkorrespondenten wurde als selbstverständliche Bundesaufgabe festgelegt.

---

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jeden Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3,– M. Sie wird im Auftrag des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Andor Gabor, Kurt Kläber, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25. Gedruckt: „Peuvag“, Filiale Friedrichstadt-Druckerei, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28.